Günther Honolka



LANDSER

Soldaten-Kameraden!

Band 47

Günther Honolka

Landser

Lustige Feldzugsgeschichten

Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., München

4. Auflage – 82.—131. Tausend – 1943

Mandruck München Theodor Dietz

Schwein gehabt

In der kleinen Schenke an der Straßenkreuzung vor Mont-de-Marsan war blaue Stunde. Jene Stunde, in der die letzten Strahlen des versinkenden Tages sich schon allmählich mit den grauen Schatten der hereinbrechenden Nacht zu mischen beginnen, in der die kühlen Nebel des Abends sich von den Pyrenäen herunterwälzen, während im Osten noch warm und rot der Schein der untergehenden Sonne den Himmel aufflackern läßt. Das ist die schönste Stunde des Tages für die Menschen hier unten tief im Süden, sie lieben sie und möchten sie um alles in der Welt nicht entbehren. In dieser Stunde nach dem Tagewerk streckt man gemütlich „alle Viere" von sich, stellt einen Lehnstuhl vor die Tür in die kühle Abendluft - im Sommer - und wenn es noch gar zu kühl ist, wie jetzt in den ersten Frühlingstagen, schiebt man den gleichen Sessel an den nirgends fehlenden Kamin, zündet sich ein Pfeifchen an und sinniert allein oder unterhält sich mit den Nachbarn über dies und jenes - bloß nicht über Politik.

Die deutschen Besatzungstruppen haben sich an diesen Brauch gern und schnell gewöhnt. Überall haben sie sich Stammlokale herausgesucht, wo allabendlich,

soweit es der Dienst zuläßt, die blaue Stunde gefeiert wird.

Wieder einmal saßen sie so in der blitzsauberen Schenke der Mère Solange an der Kreuzung. Lustig und anheimelnd prasselten die Scheite im Kamin und in der Luft lag das herbsüße Aroma von fünf verschiedenen Pfeifentabak-Spezialmischungen, von denen jede einzelne - laut Aussagen ihres Besitzers - natürlich die aller-, allerbeste war.

Heute war ein „Neuer" dabei. Einer von der jüngsten Garde, die erst jetzt in Frankreich zur Truppe gestoßen war und außer Kasernenluft noch nichts Kriegerisches geatmet hatte. Diese Jünglinge sind der Schrecken eines jeden alten, mit allen Füchsen gehetzten Landsers. Sie wollen alles wissen, alles und womöglich noch etwas mehr.

Sie kramen fürs Leben gern in den Erinnerungen anderer Kameraden. Aber dies ist ein Zug, der sie sympathischer erscheinen läßt in all ihrer Neu- und Wißbegier. Denn welcher richtige Landser kramt nicht gern in seinen Erinnerungen, besonders jetzt, so kurz nach dem Feldzug im Westen.

Dazu ist ja schließlich diese blaue Stunde da. Jeder döst vor sich hin und seine Gedanken stöbern in den vielen, vielen Kasten und Kästchen des Erinnerns herum, mit der gleichen Begeisterung und Freude, mit der wir alle früher einmal gekramt hatten, wenn uns Vater oder Onkel einmal erlaubten, in den alten Koffern am Boden Visite zu halten. Was für Wunderdinge kamen da oft zum Vorschein, welch seltsame

Erinnerungen wurden durch dies oder jenes Stück wach. Begebenheiten, die schon längst als beiläufig beiseite geschoben worden waren und nun in irgend einem Winkel des Gehirns verstaubten.

In dieser blauen Stunde also geschah es, daß unser alter Freund Heini auf das immerwährende Drängen des „Neuen" endlich mit einem nachgiebigen Lächeln den tiefen Griff in die hinterste Tasche seiner Uniform tat und einen ganzen Umschlag voll Fotos hervorbrachte.

Reihum gingen die Bildchen von Hand zu Hand. Bilder, die, so klein sie auch waren, doch von großen Kämpfen, von schönen und schweren Stunden erzählten. Bis endlich in Heinis Hand nur noch ein einziges blieb, schon ganz abgegriffen, mit halbverbogenen Ecken, das er achtlos wieder in die Hülle zurückschieben wollte. Doch der neugierige „Neue" verhinderte das.

„Was ist denn da noch!" fragte er dazwischen, „Zeig mal!"

„Ach, das ist nichts - ich habe es nur so geknipst." Heini betrachtete es lange und liebevoll, dann nickte er vor sich hin und fügte hinzu: „Aus Dankbarkeit habe ich es behalten, immer wieder wollte ich es wegwerfen, aber ich bringe es nicht übers Herz."

„Zeig mal her! Was ist denn das? Mensch - das ist doch bloß die Hinterfront von einem Schwein! Und da noch zwei kleine Ferkel... was soll denn das?"

Das Stichwort war gefallen. Heini legte das Bild vor sich auf den niedrigen Tisch und labte sich noch

einmal ausgiebig mit dem dunklen Bordeauxwein. Dann erzählte er:

„Ja - Kinder - eigentlich ist an dem Bild nichts Besonderes und doch hält es in mir die Erinnerung an einen Zwischenfall wach, den ich nicht sobald werde vergessen können. Es war tief drin in Polen, als der Ring im Weichselbogen schon ganz eng zusammengeschnürt war und man von einer Front im geläufigen Sinn längst nicht mehr sprechen konnte.

Da bekam ich eines Abends den Auftrag, mit einem schwachen Spähtrupp das Gelände jenseits der Höhe zu erkunden, hinter der die Polen ihre gesamten schweren Waffen aufgefahren hatten, um in ihrer Verzweiflung einen letzten Ausbruchsversuch aus der eisernen Umklammerung zu unternehmen.

Wir gelangten unbemerkt über die Höhe und pirschten uns tief in das Vorfeld des Gegners hinein, als wir plötzlich kurz vor uns eine ganze Masse runder Stahlhelme auftauchen sahen und ein polnischer Ruf uns erreichte.

„Hinlegen . . . !" Ich konnte es meinen Männern noch schnell zuzischen, aber schon war es zu spät. Die Posten drüben mußten etwas gemerkt haben, denn plötzlich rissen beide die Gewehre an die Backen und begannen genau in unsere Richtung zu schießen. „Peng - ssst . . . !" Ich kann euch sagen, es pfiff uns nur so um die Ohren und die Querschläger sangen zwischen den Bäumen ihr kreischendes Todeslied.

Ganz eng preßten wir uns an den Boden, trotzdem

erscheint es mir heute noch wie ein Wunder, daß wir mit heiler Haut aus dem Hexenkessel kamen.

„Hier können wir nicht liegen bleiben ..." rief mir einer der Kameraden zu, „hier können sie uns spielend umgehen und in den Rücken fallen." Das war mir selbst schon lange klar. Also auf und zurück hinter den Hügel.

Auf ein Zeichen sprangen wir blitzschnell hoch und rannten - ich kann euch sagen - wir rannten, wie wir noch nie gelaufen sind. Ehe die verdutzten Polacken sich von ihrem Schreck erholt hatten, waren wir schon am Fuße des Hügels angekommen. Schon wollten wir ein wenig verschnaufen und nicht zuletzt auch aufatmen, als auf einmal auf dem Rücken der Höhe ebenfalls polnische Stahlhelme auftauchten.

Hinter uns hörten wir das Schreien und Schießen der Verfolger ... es war eine verzweifelte Situation. Noch ehe uns die von vorn kommenden Feinde gesehen hatten, schlugen wir einen Haken zur Seite, wo uns ein dichtes Gestrüpp mitleidig in seinen Schutz nahm.

Keuchend und trotz der Kühle der Nacht schwitzend am ganzen Körper kämpften wir uns durch das dichte Unterholz.

„Verflucht -" ein scharfer Zweig hatte mir die ganze Wange aufgerissen und das Blut sickerte nun warm und feucht den Hals entlang.

Als wir tief genug im Schutze des Gestrüpps waren, nahmen wir nach dem Kompaß wieder die Richtung zu den eigenen Stellungen auf. Wir versuchten dabei,

im Dickicht an der Höhe vorbeizukommen. Doch da hörte ich plötzlich den Kameraden, der die Spitze übernommen hatte, laut auffluchen: „Verdammt - hier ist alles weich - hier gehts nicht weiter. Zurück...!" Aber es war schon zu spät. Ich war neugierig näher getreten - im nächsten Augenblick steckte ich schon tief über die Knobelbecher in einer zähen Schlamm-Masse. „Halloh - helft mir mal heraus...!" rief ich verzweifelt, da ich allein weder vor noch zurück konnte.

Mit vereinten Kräften wurde ich wieder flott gemacht, dann versuchten wir es rechts und links, aber überall mit dem gleichen Ergebnis. Sumpf, Sumpf und Morast..., es ging nicht weiter.

Mutlos und verzweifelt fanden wir uns, nachdem alle Versuche vergeblich geblieben waren, auf einer einigermaßen trockenen Lichtung zusammen. Hier gruben wir uns notdürftig ein, mit dem festen Willen, uns bis zum letzten Schuß zu wehren.

Daß wir uns hier verbergen konnten, durften wir nicht hoffen, denn in der Richtung, aus der wir gekommen waren, hörten wir Rufe und immer wieder Schüsse der Polen, die unser Versteck aufgespürt hatten.

Im hellen Mondschein verglich ich noch einmal Karte und Kompaß. Wir waren nur wenige hundert Meter von unseren Linien entfernt, getrennt nur durch dieses unüberbrückbare Moor. Eine unvorstellbare Wut ergriff mich, und ich schwor mir, meine Haut so teuer als möglich zu verkaufen.

Noch hatten wir unsere Schanzarbeiten nicht beendet, da knackte es plötzlich vor uns im Gebüsch und es klang, als ob sich ein schwerer Körper durchs Unterholz zwängte.

„Achtung! Sie kommen!"

Vier Gewehrläufe richteten sich auf die Stelle, wo der Verfolger auf die Lichtung treten mußte. Da - es krachte und knackte schon ganz nahe, alles in uns fieberte in Erwartung des nun folgenden Entscheidungskampfes... doch da ließ ich mit einem tiefen Aufatmen das Gewehr sinken und konnte es nicht verhindern, daß sich mein Mund zu einem leisen Lachen verzog. Was wir da sahen, war auch zu idyllisch und paßte so gar nicht zu der spannungsgeladenen Atmosphäre des Augenblicks. Ruhig und gemütlich trabte eine ganze Schweinefamilie aus dem Dickicht. Vorneweg die Muttersau, rund und ausgefressen, und ihr zur Seite ein paar niedliche, rosige Schweinchen.

Sie trampelten unbeirrbar quer über die Lichtung und verschwanden dann knapp neben uns im Unterholz.

Schon wollten wir wieder an den Ausbau unserer Schützenlöcher gehen, da kam mir ein Einfall. Und er kam nur deshalb, weil einer von uns sarkastisch meinte: „Na - ihr lauft auch nicht mehr lange, dann versauft ihr im Sumpf...!"

„Quatsch -" fuhr ich den Sprecher an, „die können nicht ersoffen sein, sonst hätte man ihr Quieken hören müssen." Wir lauschten eine Weile gespannt, aber es war nur das stetig sich entfernende Knacken der Zweige

zu hören. Da sahen wir uns verständnisinnig an und jeder dachte das gleiche.

„Wo so ein Viech durchkommt, da könnten wir doch auch..." und im nächsten Augenblick eilten wir den Spuren der Schweinefamilie nach, die sich in dem weichen Boden klar abzeichneten."

Der Erzähler machte eine lange Pause, stopfte sich umständlich die ausgegangene Pfeife und weidete sich an den gespannten Gesichtern der Zuhörer. Dann nickte er vor sich hin und fuhr fort: „Es war eine harte Nervenprobe, das könnt ihr mir glauben. Immer wieder geriet einer von uns seitlich in den Sumpf und wir mußten einander alle Augenblicke heraushelfen. Dazu kam noch die drohende Gefahr im Rücken. Wir wußten ja nicht, ob die Polen nicht vielleicht doch unsere Spur gefunden hatten.

Aber es ging noch einmal alles gut. Das Schicksal war auch diesmal gnädig. Nach einigen hundert Metern sahen wir auf einmal die Konturen eines Bauernhofes vor uns und bald waren wir von deutschen Kameraden umringt, die erstaunt uns und noch viel erstaunter unsere seltsamen ‚Lotsen' betrachteten... Ja, das war also die Geschichte dieses Bildchens und deshalb habe ich die Schweinefamilie auch am nächsten Morgen geknipst."

Der „Neue" war damit noch nicht ganz zufrieden. „Und was ist denn mit den Schweinen geworden?" wollte er wissen.

Die alten Landser in der Schenke der Madame Solange sahen sich reihum an und brachen in ein

herzerquickendes Gelächter aus. Diese Frage erschien ihnen doch zu dumm. „Was aus dem Schwein wurde? Mein lieber Freund, das zierte am nächsten Tag den Mittagstisch der Kompanie, und es war ein saftiges Mahl, das kannst du mir glauben! Landser sind eben keine verzärtelten, jungen Mädchen aus einem Pensionat."

Heini steckte, noch immer lachend, das Bildchen wieder weg, dann wurde er plötzlich ernst und sagte noch: „Aber trotzdem, ob ihr es glaubt oder nicht, ich habe kein Stück von dem Schweineschmaus über die Lippen bringen können. So schwer es mir auch fiel - ich brachte es einfach nicht übers Herz ..."

Der Sieger

Mit einer wahren Flut von Licht und Wärme übergoß die Frühlingssonne das kleine Gebirgstal. Es war, als wollte sie an diesem herrlichen Sonntagmorgen alles wieder gut machen, was sie während der langen Wintermonate versäumt hatte. Ihre heißen Strahlen leckten wie gierige Zungen an den noch übrig gebliebenen Schneeflecken, um sie gleichsam wegzusaugen aus dem frischen Grün, mit dem der Frühling die Hänge des Tales überzogen hatte. Unten im Dorf läuteten die Glocken den Sonntag ein und das Echo trug halbverwehte Glockenklänge aus dem großen Nachbartal herüber. Alles atmete stille Ruhe und tiefen Frieden ...

Aber der Frieden wirkte wenig überzeugend, wenn man die Bauern beobachtete, die in kleinen Gruppen umherstanden und aufgeregte Debatten miteinander führten.

Das ganze Dorf schien auf dem Kopfe zu stehen. Alles war aus dem Häuschen – endlich hatten die Bewohner ihre Sensation, die sie aus dem gewohnten Gleichmaß des Alltags herausriß. Der Grund war ja auch gewaltig genug.

Gestern Nacht nämlich, als das Abendläuten längst verklungen war, kam die schmale Straße von der Bahnstation herauf eine schwerbepackte Männergestalt in feldgrauer Uniform und die Gebirgsjägermütze keß auf dem braungelockten Schädel. Solche nächtlichen Besuche fallen in dem Gebirgsdörfchen ohnehin auf, wie erst, wenn sie das Glitzern des EK. auf der Brust hatten und wieviel mehr noch, wenn der Gang ein so vertrauter war wie der des Ankömmlings.

Bevor er noch die ersten Häuser erreicht hatte, rief eine schrille Frauenstimme aus dem Fenster: „Jessas, der Anderl vom Eckebauern. Ja, wo kommst denn du her?" ...

Wie ein Lauffeuer ging die Kunde mit Siebenmeilenstiefeln durch den ganzen Ort. Die Weiber ließen das Abendbrot auf dem Herd stehen und liefen vor die Haustür und die Männer folgten ihnen, diesmal ausnahmsweise ohne zu brummen. Bald war der Soldat von einer wilddurcheinanderfragenden Menge umringt; er mußte über den Weg erzählen und erzählen, während das halbe Dorf ihm das Ge-

leit gab. Wie es denn da oben gewesen sei in Norwegen, und ob sie dort auch so einen strengen Winter gehabt hätten wie hier im Dorf? Aber Höllsakra, dies Jahr war er auch verdammt kalt gewesen, daß die Bauern gar nicht genug Stroh in die Türritzen hatten stopfen können.

Anderl ließ sich nicht lange aufhalten. Noch ehe er den Weg zum Elternhaus einschlug, blieb er mit blitzenden Zähnen stehen und pfiff ein schrilles Signal gegen ein kleines Giebelfenster in einem der stattlichsten Höfe, in dem kurz darauf hinter einem schamhaft schüchtern zurückgezogenen Vorhang ein blonder Mädchenkopf auftauchte, der etwas verlegen zwar aber doch allen sichtbar herunterwinkte.

In diesem Augenblick verstummte das lebhafte Geplauder, so daß der Anderl sich ganz erstaunt im Kreise umsah. Er begegnete aber keinem einzigen Blick. Die Weiber hatten die Köpfe zusammengesteckt und tuschelten, die Männer machten sich plötzlich an den Pfeifen zu schaffen oder sie hatten auf einmal irgendwo etwas anderes zu begucken. Bis es dem Anderl endlich zu blöd wurde und er den Tornister mit einem harten Aufschlag zu Boden fallen ließ:

„Ja, was habts denn auf amal alle miteinander? Was stierts denn so blödsinnig drein? Is leicht mit der Zenzi was nit in Ordnung?"

Noch immer fand sich keiner, der etwas auf diese Frage erwidern wollte, bis endlich einer der älteren Bauern näher an den Anderl herantrat, noch eine Weile mit dem Daumen in seinem Pfeifenkopf herum=

bohrte und dann mühsam wie unter einem schweren Druck die Worte hervorbrachte:

„Weißt Anderl, s' ischt ja eh nix, was hier ... mit der Zenzi schon gar nit." Dann drehte er sich unter einem plötzlichen Entschluß mit bösem Gesicht zu den Umstehenden und wetterte los: „S' ischt ja wahr, was machts ihr für tragische Gsichter? Der Anderl freut sich doch eh, wann er erfährt, daß der Mitterer Franzl gestern a auf Urlaub kemma ischt."

Nun war es heraus! Wie von einem Alpdruck befreit schauten alle erwartungsvoll auf das Gesicht des Urlaubers; dessen Miene zeigte gar keinen Ausdruck. Er lupfte nur den Tornister hoch und sagte so über die Schulter im Davonstapfen: „Ja mei, ischt der auch auf Urlaub, so a Zufall!" Und für die Zurückbleibenden unhörbar fügte er noch hinzu: „So a Zufall, so a damischer!"

Das also war die Vorgeschichte. Nun standen am Sonntagmorgen die festlich aufgeputzten Dorfbewohner auf dem Kirchplatz und harrten der Dinge, die da kommen sollten und kommen mußten; denn man kannte die beiden Burschen zu genau, um nicht zu wissen, was in den nächsten Stunden passieren mußte.

Niemand erinnerte sich, die beiden je gesehen zu haben, ohne daß sie um irgendeiner Sache willen im Streit gelegen wären. Das war schon immer so gewesen, schon als Knaben hatten sich die beiden bekämpft. Damals war der Mitterer Franzl der Anführer der Buben aus dem oberen Dorf gewesen, während der Anderl vom Eckebauern als unum-

schränkter Häuptling der Unterdörfler gegolten hatte. Dann waren beide große starke Bauernburschen geworden, die sich weder auf dem Kegelplan noch auf dem Tanzboden nachstanden.

Nun war nach langer Zeit der Streit aufs neue entbrannt, und zwar um das unumstritten hübscheste Mädel im Dorf, die Zenzi vom Vorsteher. Beide, der Franzl und der Anderl hatten sich fast gleichzeitig und gleich hartnäckig um die Gunst der Zenzi zu bemühen begonnen, und da sie keinen zu bevorzugen schien, hatten sich die Feindseligkeiten zwischen den beiden Rivalen immer mehr zugespitzt.

Da hatte das Schicksal in Gestalt der Einberufung der beiden alten Widersacher ein Machtwort gesprochen und so fürs erste das persönliche Kriegsbeil begraben. Bei Kriegsausbruch waren beide eingerückt, freiwillig, das ist selbstverständlich, und noch selbstverständlicher ist, daß sie beide zu den Gebirgsjägern kamen. Nach den harten Kämpfen im höchsten Norden der deutschen Abwehrfront waren sie in Norwegen als Besatzungstruppen geblieben. Beiden leuchtete das schwarz-weiß-rote Band des EK. auf der Brust und beide sahen in der Gebirgsjägeruniform noch einmal so stattlich und noch viel mehr zum Anbeißen aus.

Obwohl sich die beiden bei der Truppe im Verkehr miteinander ganz verträglich benahmen, war der alte Streit nicht beendet; er ruhte nur, und die dünne Erdschicht, die das vergrabene Kriegsbeil verdeckte, konnte leicht weggeschwemmt werden.

Die Zenzi hatte sich dem Anschein nach bisher noch

für keinen von den beiden entschieden, obwohl beide ihr offensichtlich gefielen. Niemand hätte sagen können, wem sie denn nun ihr Herz schenken wollte, denn, daß es nur einer von diesen beiden sein konnte, das stand von vornherein im ganzen Dorf fest. Und heute waren also zum ersten Mal nach Kriegsbeginn die beiden alten Rivalen auf gleichem Boden zusammen. Heute mußte es sich ja entscheiden, denn schließlich konnte nur einer die Zenzi heute nachmittag zum Tanz führen. Die Leute, die hier mit Spannung auf die weitere Entwicklung der Dinge warteten, waren sich bewußt, daß es hierbei nicht nur um die Zenzi ging, sondern vielmehr um die Vorherrschaft im Dorf überhaupt. Heute würde es sich vielleicht schon entscheiden, wer in Zukunft das große Wort führen, wer von beiden einmal später die viel ersehnte Stelle eines Ortsvorstehers erhalten würde. Es war klar, daß nach alter Sitte die Entscheidung hier nur durch die Muskeln und die Kraft der Fäuste fallen konnte.

Die Meinungen waren ganz verschieden.

„Meinst, daß der Franzl mit dem Anderl fertig wird ...?"

„Was glaubst denn, der Anderl schmeißt ihn mitn kleinen Finger um ..."

Solche und ähnliche Vermutungen gingen von Mund zu Mund, jeder wußte mehr als der andere, und in Wirklichkeit wußten sie alle gar nichts, nicht einmal, wo die Begegnung stattfinden sollte.

Als der Franzl erschien, erreichte das Wispern und Flüstern unter den Weibsleuten seinen Höhepunkt,

um ganz zu verstummen, als kurz nach ihm der Anderl über den Platz schlenderte und denselben Weg einschlug.

Wie auf ein geheimes Kommando wandten sich nun alle ebenfalls nach der Richtung und schlenderten den beiden nach. Die Burschen und älteren Bauern zeigten unverhohlen, daß sie dem Kampf zusehen wollten, indem sie sich möglichst schnell auf den Weg machten. Die Mädchen und Kinder strebten nur zögernd und auf Umwegen dem Kampfplatz zu, denn nun wußten sie ja, daß dafür nur die Wiese hinter dem Wirtshaus in Frage kommen konnte.

In frischem Grün leuchtete der Anger, und die Sonne schien jeden einzelnen Grashalm vergolden zu wollen.

Die Zuschauer bildeten einen engen Kreis um die beiden Kampfhähne, die den Rock abgeworfen hatten und eben die Hemdärmel aufkrempelten. Keiner von ihnen sprach ein Wort, stumm standen sie sich gegenüber.

Und dann begann der Kampf.

Wie zwei Büffel fixierten sie sich stumm, jede Bewegung des Gegners beobachtend..., eine Weile gingen sie so vornübergebeugt um einander herum..., dann packten sie gleichzeitig zu. Starke muskulöse Bauernarme verkrampften sich ineinander.

Die Bewegungen der Kämpfer waren zuerst prüfend und abtastend, sie wurden jedoch immer wilder, bis sie endlich beide zu Boden fielen. Einem wirren Klumpen gleich wälzten sie sich auf dem Boden über

die taufrische Wiese. Nicht um einen Zentimeter gaben die starken Arme nach, keiner wollte dem andern die Gelegenheit bieten, fester zuzupacken.

Schon über eine Stunde wogte der Kampf so hin und her, aber noch war es keinem gelungen, einen besseren Griff anzubringen. Keuchend ging ihr Atem, in wahren Bächen strömte der Schweiß über die Gesichter, Hemd und Hose hingen in Fetzen am Leibe, auf Anderls Stirn hatte ein Stein eine tiefe Kratzwunde hinterlassen und Blut tropfte an seiner Wange herab ... aber keiner dachte daran, nachzugeben.

Da auf einmal gelang es dem Franzl, einen Arm freizubekommen, im nächsten Augenblick hatte er seinen Gegner herumgerissen, und ehe sich dieser von seiner Überraschung erholen konnte, warf er sich mit seinem ganzen Gewicht auf dessen Körper und stemmte ihm als Zeichen des Sieges das Knie auf die Brust. –

Alle ringsum schrien auf in gelöster Spannung ... der Kampf war zu Ende, der Mitterer Franzl einwandfreier Sieger.

Stolz stand er auf, wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht, seine Augen flogen in die Runde ... alle wußten, wen er suchte ...

Doch da wurde auf einmal der Ring zerteilt, ein junges, bildhübsches Mädel drängte sich aufgeregt hindurch und rannte an dem verdutzt dreinschauenden Franzl vorbei auf den noch immer erschöpft am Boden liegenden Anderl zu:

„Jessas, der Anderl!" Mit diesem Ruf kniete die

Zenzi neben dem Geschlagenen nieder, wischte ihm mit ihrem Tüchel das Blut von der Stirn.

Dann half sie ihm aufstehen, hängte sich einfach in seinen Arm ein und führte ihn zum Vorsteherhaus, während sie mit ruhiger, aber doch allen vernehmbarer Stimme zu ihm sagte:

„Anderl, dummer Kerl, wann ma ein Mädel gern hat, nacha prügelt man sich net rum wegen ihr, sondern geht zu ihrem Vater und hält um ihre Hand an; das solltest doch eigentlich schon selber wissen ..."

Sprachs und verschwand mit Anderl im Vorsteherhof.

Draußen aber, inmitten der lächelnd und spöttelnd auseinandergehenden Neugierigen, stand ein furchtbar verständnislos und niedergeschlagen dreinblickender „Sieger", der hilflos zusehen mußte, wie ihm der „Besiegte" den Siegespreis entführte.

Die Versuchung

Sie tritt an jeden von uns einmal heran, früher oder später, ganz wie es das Schicksal sich gerade in den Kopf gesetzt hat. Welche Gestalt sie auch immer tragen mag, eines Tages steht sie hinter uns und lockt und winkt mit goldenem Finger. Sie kneift wohl auch ab und zu verheißungsvoll ein Auge zu und versucht unser Herz mit tausend Tricks und Kniffen zu betören. Es ist darum durchaus kein sinnloser Zufall,

daß schon das Wort Versuchung selbst auf einen weiblichen Artikel hört.

Hand aufs Herz, wen von uns hat sie nicht schon einmal beim Wickel gehabt? Selbst zuhause in der Nähe des trauten Herdes und noch viel trauteren Weibes springt sie uns an, und es ist meist sehr, sehr schwer, ihr beizukommen und standhaft zu bleiben, selbst wenn man schon den guten Willen dazu hätte.

Wieviel leichter hat es die Versuchung darum mit einem einsamen Landser, der irgendwo - viele hunderte von Kilometern - im fremden Land sitzt und der vor drei Monaten - schlecht gerechnet - kaum Aussicht hat, auf Heimaturlaub zu kommen. Und möglicherweise können es noch mehr als drei Monate werden, denn darum ist man ja schließlich dummerweise der jüngste in der Kompanie und muß schön brav und geduldig warten, bis erst die andern „Uralten" wieder zurück sind von Weib und Kind.

Ist ja auch schließlich ganz richtig so - wir wollen mal schonungslos ehrlich sein, aber deswegen bekommt doch auch ein unbeweibter Landser Heimweh, zumal, wenn bei ihm zwischen Brautstand und regulär amtsgültiger Ehe nur noch einige formelle Federstriche fehlen.

Aber sie fehlten eben und aus diesem Grunde wälzte der Oberschütze Alfred Grundel diese schweren Probleme unter seinem sonntäglich gestriegelten Schopf, als er an einem warmen Frühlingstag auf der Terrasse des Café Abazzia saß und in die ersten wärmenden Sonnenstrahlen blinzelte. Er war mit sich und der

Welt unzufrieden – befand sich also in einer Stimmung, wie sie gerade beim Erwachen der Natur ringsumher, so paradox es auch klingen mag, manche Menschen erfaßt. Sein Urlaubsgesuch war wieder einmal zurückgestellt worden – und warum? Nur weil wieder zwei von den ganz Alten Nachwuchs bekommen hatten und demnach verständlicherweise den Vorrang bekamen.

Alfred schielte nach der Normaluhr an der Straßenecke und stellte mit einem tiefen Seufzer fest, daß er heute nach seinen Plänen um diese Zeit eigentlich schon längst irgendwo jenseits des Rheines hätte sein müssen und sollen... Ja hätte!

Statt dessen saß er wieder auf dem schon reichlich vom Wetter mitgenommenen Kaffeehausstuhl an einer Ecke der Rue de St. Paul und blies Trübsal. Daran änderte auch die aufstrebende Silhouette des Eiffelturmes im Hintergrund nichts.

„Eigentlich sind die Menschen ganz komische Gewohnheitstiere", philosophierte er in Ermangelung einer anderen Beschäftigung weiter vor sich hin, „erst konnten wir gar nicht schnell genug nach Paris kommen. Eiffelturm – Montmartre – Champs Elysée – das waren alles Schlagworte aus dem Lexikon ferner Jugendträume, sie gehörten schon immer zum „eisernen Bestand" aller jener Wünsche, die da anfingen mit: also wenn ich einmal Geld habe, da muß ich auch mal hin... Und nun sitzt man hier auf der Rue de St. Paul in der Frühlingssonne, ärgert sich über die sonnentollen Fliegen und den kalt gewordenen Kaffee,

über die schönen, großen, aber wegen ihres französischen Textes leider nicht lesbaren Kreuzworträtsel der Zeitungen, und das schon in einer vergangenen Zeit geradezu mythisch gewordene Nachtleben kotzte einen (mit Verlaub gesagt) schon richtig an. Was war schon übrig geblieben von all den phantastischen Vorstellungen, die man sich immer von dieser Metropole des Luxus, des Trubels und der Sinnenlust gemacht hatte?

Da zogen die Pariserinnen bei ihrem Sonntagsnachmittagsbummel an einem vorüber. Sie waren einmal Idol und ersehntestes Vorbild aller Groß- und Kleinstädterinnen Europas gewesen, Traum der schlaflosen Nächte manches braven Ehemannes, der von ihnen in billigen Magazinen mit großen Augen gelesen hatte.

Alfred musterte verächtlich zwei ältere Semester, die aufgeputzt wie zwei Schießbudenfiguren dicht an ihm vorüberstrichen, daß ihm der aufdringliche Duft billigen Parfüms tief in die Nase drang und ihn zum Niesen reizte. Noch abweisender wurde sein Gesichtsausdruck, als er bemerkte, wie die beiden ihm - gerade ihm - tief musternde Blicke zuwarfen.

Er wandte sich ab und schnippte mit den Fingern nach dem Kellner. Er mußte jetzt an etwas anderes denken: **„Hallo garçon, un peu de papier pour écrier s'il vous plait!"**

„Un moment, Monsier!"

„Da ist mir meine Mizzi zuhause in Linz weiß Gott lieber!" Er nickte vor sich hin und bekam ganz

schnell noch einmal eine sakrische Wut, weil er ja eigentlich jetzt schon im Urlauberzug Richtung München sitzen müßte...

„Voilà Monsier!“ - „Merci, bien!“

Er setzte sich gemütlich zurecht und nachdem er festgestellt hatte, daß die Sonne den kalten Marmor der Tischplatte schon ganz ordentlich erwärmt hatte, machte er sich daran, einen Brief zu verfassen:

‚Meine liebe Mizzi!

Eigentlich wollte ich ja heute schon im Zug sitzen um zu Dir zu fahren, aber es ist wieder einmal erstens anders gekommen und zweitens als man denkt. So muß ich diesen Sonntag allein verbringen, weil meine Kameraden sich alle in die Sonne gelegt haben und schnarchen. An mir vorbei ziehen ganze Schwärme von aufgetakelten Französinnen. Aber, liebe Mizzi, da ist gar keine Versuchung für mich, Du brauchst Dir da bestimmt keinen Kummer zu machen...‘

Gerade als er diese Worte mit schönen eckigen Buchstaben auf das Papier malte, denn Mizzi liebte nun einmal eine klare schöne Männerhandschrift, mußte er seinen Blick doch erheben und ihn auf drei bildhübsche Mädchen heften, die wie der leibhaftige Frühling in duftigen Kleidchen und mit leckeren Beinchen vorüber schlenderten. Der heimatliche Fachausdruck hierfür war kurz und prägnant: blitzsaubere Madeln. Schon wollte er von diesem erfreulichen Anblick sich wieder seinem Schreiben zuwenden, als er

bemerkte, wie die Drei ihren Schritt verlangsamten, dann wie auf ein Kommando mit langen musternden Blicken zu ihm hinübersahen und den Mund zu einem charmant-koketten Lächeln öffneten, so wie sie es wahrscheinlich in hundert Filmen gesehen haben mochten.

Eine so verstockte Landserseele gibt es bestimmt nicht, die nach diesem Zwischenfall kühl und abweisend geblieben wäre. Der so Beachtete konnte es nicht verhindern, daß ihm eine Blutwelle ins Gesicht schoß. Unwillkürlich entfiel der Bleistift seinen Fingern, die hatten jetzt auch Wichtigeres zu tun, sie mußten nämlich erst an den Kragen fahren und da tastend überprüfen, ob auch tatsächlich alles tip top war, dann wurden sie unter Mithilfe der Zunge mit Spucke benetzt, um auf diese Weise das widerspenstige Haarbüschel überm linken Ohr zur Raison zu bringen. Die lässige Haltung war verflogen und der resignierte Ausdruck der Augen hatte schon ein ganz heimliches unternehmungslustiges Blinken in sich.

Der Brief war fürs erste vergessen, er lag angefangen mit dem halbvollendeten Satz gleichsam anklagend auf der Marmorplatte.

Es dauerte auch nicht lange, da sah sich Alfred neuerdings im Mittelpunkt einer Blickkanonade aus schönen Augen. Da nahten schon wieder zwei wahrhaft auffallend schöne Frauen. Alfred, durch den Erfolg frech geworden, blickte ihnen lachend ins Gesicht, aber – trotz seinem nun schon gesteigerten Selbstbewußtsein – erschreckte ihn auch diesmal der Erfolg

seiner anziehenden Persönlichkeit, den er niemals erwartet hätte. Die Schönere, besser gesagt: die noch Schönere von den Beiden blieb sogar stehen, lächelte ihm berückend zu und richtete sich dann kokett den Hut, wenn man das Phantasiegebilde aus Stroh und Farben, das sie auf dem Kopf trug, so nennen will, und drehte sich im Weitergehen noch einmal zu Alfred um.

Ach, Versuchung, es ist ja eigentlich Feigheit von dir, dieses raffinierte Werkzeug auf einen einsamen Landser loszulassen. Unserm Freund wurde unter diesen Blicken wechselweise warm und kalt, er wuchs förmlich innerlich, ja, er fürchtete sogar, die Knöpfe seiner Uniform müßten unter diesem Druck abspringen.

Und dabei wiederholte sich das kokette Spiel immer wieder, so daß Alfred schon gar nicht mehr ruhig sitzen bleiben konnte vor Stolz und Selbstgefühl. Doch mit einemmal spürte er bei einer zufälligen Bewegung unter der Handfläche das Papier des Briefbogens. Er runzelte die Stirn und mit einem hörbar innerlichen Ruck riß er sich von den appetitlichen Ablenkungsmanövern der Versuchung los und wollte weiterschreiben - trotz allem. Doch ehe er fortfuhr, strich er den letzten Satz fein säuberlich und setzte dafür: „Die Versuchung ist zwar groß: Du mußt nämlich wissen, daß die Mädchen hier wie wild auf uns sind, aber trotzdem gäbe ich alles darum, wenn ich in diesem Augenblick zuhause sein könnte bei Dir ..."

Was Fräulein Mizzi in Linz zu dieser Wendung des Schreibens gesagt hat und ob sie auch gehörig stolz war auf ihren Fred, auf den alle Pariserinnen „so schrecklich wild waren", ist leider nicht bekannt geworden.

Aus ihm selbst war nämlich nachher nichts mehr darüber herauszuholen. Und wenn die Sprache auf die Französinnen kam, dann konnten sie ihm „schon lange gestohlen bleiben", und daß sie alle „wie wild" auf ihn waren, davon erzählte er seltsamerweise gar nichts mehr.

Er hatte nämlich an dem verführerischen Nachmittag im Café Abazzia erst viel später, als der Brief längst verschlossen war, festgestellt, daß er – vor einem Riesenspiegel saß, in dem sich alle Passanten wunderschön betrachten konnten. Und welche Frau, auch wenn sie keine Pariserin ist, könnte da widerstehen?

Aber, wenn er sich dadurch auch im Augenblick schwer enttäuscht sah, so blieb ihm doch ein gewaltiger Stolz: daß er nämlich trotzdem, trotz dieser, wenn auch irreführenden Illusion, der Versuchung erfolgreich widerstanden hatte ... und das ist immerhin erwähnenswert.

Quax

Wie sie sich kennen lernten – nämlich der besagte Quax und der Schirrmeister vom Werkstattzug einer Division, die auf endlos scheinenden Straßen im Westen vorwärts rollte – das ist schnell erzählt. Wie

bei den besten und dauerhaftesten Lebensfreundschaften hatte auch hier der Zufall ganz gewaltig die Hand im Spiele gehabt. Aber wir haben uns alle schon mehr oder weniger daran gewöhnt, daß diese Autorität des Schicksals unangreifbar ist und wir müssen uns wohl oder übel in sein oft unbegreifliches Launenspiel fügen. Und daß das Schicksal Launen über Launen hat, das wird wohl kaum jemand zu leugnen wagen. Oder will mir vielleicht jemand einreden, daß der Schirrmeister Willi Grünert aus dem schönen Sudetenland und der besagte Quax aus einem mittelfranzösischen Nest von Natur aus für einander bestimmt gewesen wären? Na also!

Was anderes als eine Laune des Zufalls war es also, daß auf der vom Morgentau feuchten Vormarschstraße plötzlich wie aus der Erde gewachsen ein recht zweifelhaft weißes, vierbeiniges Lebewesen ausgerechnet vor Willi Grünerts Wagen sich aufpflanzte, den Kopf schief zur Seite legte, das Maul aufsperrte und ganz böse und voll tiefster Entrüstung sagte: „Quax!" Und das, wie gesagt, ausgerechnet vor Willis Wagen. Aber das Schicksal mußte eben doch Bescheid wissen, zum mindesten konnte es sich wahrscheinlich denken, daß jeder andere in dieser Situation höchstens einen bösen Fluch ausgestoßen, im besten Fall das Signalhorn in Tätigkeit gesetzt hätte. Was man auch schließlich keinem hätte übelnehmen können, denn schließlich war die Kolonne schon seit Wochen immerzu auf den Beinen - besser gesagt, auf den Rädern - immer im Gleichklang: bei Tage schweißen,

basteln, biegen und bauen, bei Nacht fahren - weiter, weiter ohne Aufenthalt. So waren denn in den frühen Morgenstunden die Fahrer reichlich übernächtigt und ihre Augen brannten von der langen Rollerei mit abgeblendeten Lichtern.

Kein Wunder, daß da ein plötzlich auftauchender Hund auf der Straße kaum Begeisterung erwecken konnte. Und eben aus diesem Grunde hatte sich das Schicksal Willi, den Schirrmeister ausgesucht. Willis ganze Liebe galt zwei Dingen. Einmal seinen Klamotten und zweitens allem vierbeinigen Getier, soweit es sich in die Kategorie Hund einreihen ließ. Aus dem Polenfeldzug war ihm ein kleiner vierbeiniger Freund mit in den Westen gefolgt, aber hier im Kessel von Dünkirchen hatte man ihn zum letzten Mal gesehen. Er blieb unauffindbar verschwunden. Nach langer ehrlicher Trauer sah nun Willi auf der Straße im fahlen Licht des Morgens den ihm vom Schicksal bestimmten Quax stehen.

Und Willi fluchte nicht, trat auch nicht auf die Hupe, sondern fuhr den Wagen hübsch an den Straßenrand, stieg aus und stellte sich vor das vollkommen verdreckte und verrottete Tierchen. Dann stemmte er die Arme in die Hüften und beugte sich hinunter, immer aufmerksam von den Augen des Hundes begleitet. „Sieh mal an! Was machst du denn schon so früh auf unserer schönen Straße? Du willst uns wohl aufhalten, he?!"

Der Hund stand immer noch unbeweglich und schaute zu dem gutmütigen breiten Gesicht in 1,90 m

Höhe empor. Er hatte wohl noch nie ein so großes Herrchen gesehen.

„Na, schön bist du ja gerade nicht. Komm mal her, laß dich mal anschauen. Stammbaum hast wohl auch keinen, mal den Baum, mal den Baum, stimmt's? - und Rasse hast du auch nicht... aber" und bei diesen Worten hatte er das Tierchen schon auf den Arm genommen und half ihm mit den Fingern dort kratzen, wo des Hundes Hinterpfoten selbst bei den tollsten Verrenkungen nicht hin konnten. „Aber Flöhe hast ganz bestimmt und anscheinend nicht zu wenig. Na komm, Herrchen wird sich als Kammerjäger betätigen."

Inzwischen war Wagen um Wagen vorbeigerollt, und eben kamen die ersten Nachzügler vorüber. Verwundert sahen sie zu dem am Straßenrand stehenden Wagen des gestrengen Schirrmeisters hin und anzügliche Reden flogen herüber: „Ha, jetzt hängt er endlich auch einmal selber, der Herr Autochirurg, sonst schimpft er ja doch nur immer, daß nur die dußligen Fahrer an allem schuld sind..."

Das rüttelt denn doch Grünerts Ehrgeiz hoch und dabei bemerkte er, daß sein neuer Freund an den Hinterpfoten stark blutete. Anscheinend war er von einem Fahrzeug angefahren worden. Das war das letzte Siegel unter seine schon stark angeregte Hilfsbereitschaft. „Da muß ich dich wohl mitnehmen? Wollen mal sehen, ob Herrchen auch das Chassis eines Hündchens in Ordnung bringen kann, wie bei den vielen hundert Wagen..."

Es ist durchaus keine Unzulänglichkeit der Natur, daß Hunde nicht sprechen können. Willi Grünert jedenfalls behauptete später, das Tierchen hätte in diesem Augenblick mit den Augen ganz deutlich „Ja" gesagt. Als der Wagen schon längst wieder in irrsinnigem Tempo seinen Platz an der Spitze der Kolonne eingenommen hatte, da sagte Willis neuer Freund, bevor er mit dem Kopf auf dem Schenkel des Fahrers einschlief, noch einmal ganz leise und tief befriedigt „Quax" ... so hatte er sich auch nach seiner Ansicht Willi gebührend vorgestellt. Und diesen Namen behielt er denn auch. –

Die ersten Tage dieser neuen Freundschaft vergingen im stillen Gleichmaß und sie wurde beim gegenseitigen Sichkennenlernen nur noch inniger. Quax entwickelte ganz gewaltige Fähigkeiten und erwies sich als überaus gelehrig. Sein Herr und Meister begann zu glauben, daß der Hund einem Zirkus entsprungen sein müßte. Wahre Kunststücke pädagogischer Erziehung vollbrachte er mit ihm.

Nun aber kommt ein dunkler Punkt in der Seele des weißen Hündchens. Es hat sich niemals feststellen lassen, wer ihm das neue unmoralische Kunststück beigebracht hat. Willi leugnete es jedenfalls bis auf den heutigen Tag mit großer Heftigkeit ... Wie dem auch sei, eines Morgens erschien Quax vor seinem Herrchen und hiel im Schnäuzchen ein weißes ovales Etwas, das sich beim näheren Hinsehen als ein richtiges unversehrt frisches Hühnerei herausstellte. Die Selbstverständlichkeit, mit der Willi diese erstaunliche

Tatsache hinnahm, vor allem aber seine sattsam bekannte Vorliebe für Eierspeisen aller Art, ließen in Hinkunft seine Unschuld an Quaxens diesbezüglichen Künsten in einem reichlich zweifelhaften Licht erscheinen. Die Zukunft zeigte, daß es sich hier tatsächlich nicht vielleicht um eine augenblickliche Eingebung der treuen Hundeseele handelte, sondern Quax verschwand regelmäßig, sowie der Werkstattzug irgendwo Quartier machte und kehrte nach kurzer Zeit immer wieder mit einem schönen Ei im Maul zurück, das er behutsam seinem Herrn zu Füßen legte.

Nun waren die Eier damals in den Gegenden, über die der Flüchtlingsstrom hinweggegangen war, schon recht rar. Wer wird es also dem Schirrmeister zum Vorwurf machen, daß er die ihm gewissermaßen als „Erziehungsbeitrag" von Seiten Quax gelieferten Eilein ihrer natürlichsten Bestimmung zuführte. Daß solchermaßen die Freundschaft zwischen Herr und Hund durch das gemeinsame böse Gewissen nur noch dicker wurde, dürfte jedem klar sein. Aber gemeinsames böses Gewissen ist am Ende doch nicht die richtige Grundlage einer dauernden Freundschaft. Das Schicksal wollte auch diesmal ein Exempel statuieren. Die Zeit der Sühne rückte heran. Als endlich der Vormarsch mit dem deutschen Sieg im Westen sein Ende gefunden hatte, da fuhr auch als einer der ersten Urlauber Willi Grünert nach Hause. Bei ihm ging es deshalb so schnell, weil er ohnedies eine ganze Reihe von Ersatzteilen mitbringen mußte, die inzwischen beim Werkstattzug ausgegangen waren.

Er traf also eines schönen Tages in seinem Heimatort an der blauen, blitzenden Elbe ein, und an dem begeisterten Empfang, den ihm seine Freunde und Bekannten bereiteten, hatte auch Quax, der natürlich nicht fehlen durfte, keinen geringen Anteil. Er wurde herumgereicht und getätschelt, gestreichelt und geliebkost, daß ihm ganz warm ums Herzchen werden mußte. Als nun am Abend die Wiedersehensfreude verklungen war und Willi nach langer Zeit zum ersten Mal wieder im alten Bett des Elternhauses sein Haupt zur Ruhe niederlegte, da fühlte sich Quax moralisch verpflichtet, die vielen ihm erzeigten Liebenswürdigkeiten mit großem Eifer zu belohnen. Nach altgelernter Weise machte er sich auf seine Eiererkundungsreise...

Willi schreckte durch ein jämmerliches Geheul und Gekläff am nächsten Morgen hoch, und noch im Halbschlaf erkannte er die angstvolle Stimme seines Quax. Ehe er noch richtig wach wurde, stand schon der Nachbar vor Willis Bett und hielt in der Linken zwei zerquetschte Eier, in der Rechten den zappelnden und sich windenden Quax am Schlafittchen.

„Ein feines Früchtchen hast du dir da mitgebracht, Willi, nimm mir das nicht übel", sprudelte der Nachbar auch schon los, „ich komme gerade dazu, wie das Biest mir meine schönste Leghenne totbeißt und mit zwei Eiern im Maul sich davon machen will. - Aber was ist denn das hier?" fragend und erstaunt ruhte des Nachbarn Blick am Fußende von Willis Bett, und als der gleichfalls dahin sah, da gewahrte er zu sei-

nem Schrecken fein säuberlich angehäuft ein gutes Dutzend Eier. Erschrocken blickte er auf den zappelnden Quax und begegnete zwei verständnislos empörten Hundeaugen, die wie erklärungheischend ihn ansahen.

Da war guter Rat teuer. Wie konnte er bei dem erzürnten Nachbarn Verständnis für die treue Hundeseele voraussetzen? Also beging Willi schweren Herzens Verrat, zog die Stirne kraus, brüllte den Missetäter an, nahm ihn beim Kragen und haute ihm ein paar Kräftige hintendrauf.

Er erzählte später selbst mit trauriger Stimme, daß er noch nie soviel Enttäuschung in einem einzigen Blick gesehen habe wie damals in Quaxens Augen. Der heulte unter jedem Schlag auf, in Willis Ohren klang es wie „Verrat, Verrat"! Dann riß er sich los, kniff den Schwanz tief zwischen die Pfoten und stürmte hinaus...

So sehr auch Willi den ganzen Tag über bemüht war, den Hund zu finden und voll Reue nach ihm rief, Quax war und blieb verschwunden. Er kam auch nicht, als Willi abends wieder weiter mußte. Der Schirrmeister erzählte nachher, daß ihm keine Fahrt so einsam und traurig vorgekommen wäre, wie die zurück nach Frankreich ohne Quax.

Seither ist er noch liebenswürdiger zu allem Getier, besonders zu Hunden. Er sagt, es sei ihm immer, als hätte er ein großes Unrecht wieder gut zu machen.

Der Perlenjäger vom Chambre d'amour

Keine Angst, meine zart besaiteten Damen, es wird hier durchaus keine anrüchige oder sittengefährdende Geschichte aus dem „leichten Frankreich" zum Besten gegeben. Das „Chambre d'amour" - wie Sie mit Ihren mehr oder weniger ausgeprägten französischen Kenntnissen festgestellt haben werden - das „Zimmer der Liebe" - hat nichts von erotisch angehauchten Hintertreppenromanen an sich. Das Chambre d'amour, von dem hier die Rede sein soll, ist ein herrliches Fleckchen Erde tief im innersten Winkel der Biskaya, am Strande von Biarritz, und es ist nichts weiter als ein herrlich angelegtes Schwimmbad, das diesen anrüchigen Namen trägt.

Und doch hat dieses Chambre d'amour seine gewiß nicht alltägliche Vergangenheit. Hier war es nämlich, wo der englische König mit seinem gesamten Hofstaat die Frühlingstage zu verbringen pflegt, hier aalten und sonnten sich die Lords und Sirs, die Rothschilds und die Morgans, und wie all die würdigen Repräsentanten der jüdisch-plutokratischen Herrscherschicht hießen. Das Chambre d'amour war also sozusagen das Exklusivste vom Exklusiven. Es war die Rosine im prachtvollen Kuchen der mondänen Bäder.

Unser kleiner grauer Wehrmachtswagen rollte auf der breiten Asphaltstraße zu den Pforten des Bades hinunter. Er kam sich mit seinen lumpigen 1000 ccm Inhalt ganz klein und verkassen vor auf der Straße,

auf der sonst nur die Rolls-Royces und die prunkvollen Salonwagen gerollt waren. Eine pompöse Auffahrt führt zu dem Tor der Mauer, die eine harte Trennungslinie zwischen jenen Auserwählten, jener Quintessenz der Menschheit da drinnen und dem übrigen Volk draußen zog. Nun allerdings beschien die warme Frühlingssonne, die in diesen südlichen Gegenden schon längst das Wasser badewarm gemacht hatte, keine vertrockneten Lords und keine aufgeschwemmten Rothschilds mehr.

So lag es also ziemlich verlassen in den ersten warmen Strahlen der Sonne, nur mitten auf dem Podium, das sonst wohl als Tanzfläche für mehr oder weniger bekleidete Etonboys mit ihren Misses gedient hatte, lag Fritz Pieseke in der Sonne. Ergänzend sei hinzugefügt, daß Fritz Pieseke aus dem höchsten Winkel des Masurenlandes stammt und daß er hier als braver Landser seine Pflicht tagsüber tat. Aber jetzt in der Freizeit hatte er es sich hier bequem gemacht. Neben ihm lagen die schweren Knobelbecher und die Uniform, während das, was sonst in diesen Bekleidungsstücken zu stecken pflegte, nun in wohliger Ruhe der warmen Sonne entgegengestreckt wurde.

Ausgleichende Gerechtigkeit! Das Chambre d'amour hätte es sich bestimmt nicht träumen lassen, daß es einmal dem Obergefreiten Fritz Pieseke aus Ostpreußen so schöne und glückliche Stunden bereiten würde. Und der Obergefreite Fritz Pieseke seinerseits hätte es sich noch viel weniger träumen lassen, daß er einmal hier seine Knochen in die Sonne recken würde,

wo sonst geheiligter Boden für die oberste Plutokratenschicht gewesen war.

Während wir noch von diesem Anblick gebannt stehen blieben und diese symbolischen Überlegungen uns durch den Kopf gingen, bemerkten wir plötzlich zwei andere feldgraue Badegäste, die unten am Strand entlangschlenderten. Daran wäre nun an sich nichts Auffälliges gewesen, wenn sie sich nicht ab und zu suchend gebückt und dann immer wieder mit scheuen Seitenblicken den guten Fritz Pieseke gemustert hätten.

Solches Beginnen mußte natürlich auch uns auffallen. Wir drehten uns um und riefen die Beiden an: „Was treibt ihr denn da, habt ihr etwas verloren?!" Sofort richteten sich die Zwei erschrocken auf und hefteten einen langen Blick auf den in der Sonne Schlafenden. Als der sich auch weiterhin nicht rührte, legten sie wie auf Kommando gleichzeitig beschwörend die Finger an die Lippen.

„Pst!" Noch einmal bückte sich der eine von ihnen, hob eine der vielen angeschwemmten Muscheln auf, machte sich daran zu schaffen, worauf er sie behutsam wieder hinlegte und mit vorsichtigen Schritten, immer noch mit dem Finger an den Lippen, auf uns zukam. Es waren zwei Gefreite jüngeren Jahrgangs, die uns nun leise begrüßten, dann aber mit wiederholten Seitenblicken auf den schnarchenden Pieseke uns am Ärmel faßten und kurzerhand hinter eine Kabine zogen.

„Leise - er wird gleich aufwachen - jetzt ist es an der Zeit..." Und als wir schon böse werden woll-

ten, weil die beiden jungen Spritzer mit dem alten Landser, der immerhin schon beträchtlich jenseits der Dreißig sein mußte, offensichtlich einen schlechten Scherz vorhatten, flüsterte der eine weiter; während der andere um die Ecke nach dem in der Sonne Liegenden lugte: „Nicht doch – wir haben nichts Schlechtes im Sinn! Im Gegenteil... Aha, da rührt er sich schon, unser wackerer Perlenfischer! Jetzt ganz ruhig sein, dann sollt ihr euer blaues Wunder erleben. Das ist nämlich unser Fritz Pieseke aus Ostpreußen – Aber pst, das erzählen wir euch nachher..."

In diesem Augenblick nämlich reckte der Schläfer seine beiden Arme in die Luft, gähnte herzhaft in die Abendsonne, dann rappelte er sich hoch, schlüpfte behutsam und voll tiefen Ernstes in seine Kleidungsstücke, gähnte und reckte sich noch so ganz aus tiefstem Herzensgrund, ehe er sich auf den Weg machte. Er ging aber nicht zur Stadt hinauf, sondern bis dicht an den Strand hinunter, wo die weißen Schlangenlinien der Brandung wie weiche Samtwellen über den Sand rollten.

Dann begann er geradezu planmäßig den Strand mit seinen Augen von links nach rechts Meter für Meter abzutasten. Er ging vorgebeugt, den Blick fest auf den Boden geheftet, und stieß ab und zu mit den Stiefelspitzen in den Sand. Bei jeder Muschel, sofern sie ganz und von außenher unversehrt war, blieb er stehen, bückte sich, brach sie mit den Fingern auseinander, untersuchte sie sorgfältig und gründlich, ehe er sie wieder fallen ließ. Als sich dieses Spiel nun einige

Male wiederholt hatte, wollten wir doch endlich von unseren beiden Begleitern eine Aufklärung haben. „Was soll denn das hier, will der Austern fangen?"

„Nein - Austern nicht - paßt nur auf... jetzt..."

Da war Fritz Pieseke ungefähr an der Stelle angelangt, wo wir vorhin die beiden anderen beobachtet hatten. Wieder bückte er sich, brach eine Muschel auf, aber diesmal warf er sie nicht weg. Wie gebannt hielt er sie in der Hand, dann nickte er still zufrieden vor sich hin, griff in die Hosentasche, zog ein weißes Pillenschächtelchen hervor und ließ mit spitzen Fingern einen kleinen, weißen, runden Gegenstand hineingleiten.

Nachdem er noch einige Muscheln anscheinend vergeblich aufgehoben hatte, verstaute er die Schachtel wieder sorgfältig, klopfte sich noch auf die Tasche, um sich zu überzeugen, daß sie auch ordnungsgemäß untergebracht war und verließ langsam und gräßlich falsch vor sich hinpfeifend die Stätte seines seltsamen Tuns.

Jetzt war aber unsere Geduld endgültig erschöpft. Auf der Stelle und sofort wollten wir wissen, was denn das alles hier zu bedeuten hätte.

Da zogen uns die beiden Freunde zu einer Bank an der nahen Promenade, zündeten sich erst einmal umständlich ihre schwarzen Zigarillos an und dann erzählten sie:

„Aber ihr müßt uns das Ehrenwort geben, daß ihr niemanden auch nur ein Wort von dem erzählt, was ihr jetzt zu hören bekommt. Was ihr eben gesehen

habt, das war Fritz Pieseke - genannt der „Perlenfischer von Biarritz" bei seiner erfolgreichen Arbeit. Ja - ihr braucht gar keine solch dummen Gesichter zu machen. Der kleine weiße Gegenstand, den er in seinem Taschentresor verstaute, war tatsächlich eine schöne runde Perle!"

„Willst du uns veräppeln? Perlen hier in der Biskaya - und noch dazu an den Strand gespült?"

„Das hab ich ja nun wieder nicht gesagt. Wie dem aber auch sei, Fritz Pieseke macht hier jeden Abend seine Runde und untersucht jede Muschel, seit er zum ersten Mal Erfolg hatte."

„Aber das ist doch Unsinn!"

„Ist gar kein Unsinn! Hört mal weiter. Fritz Pieseke war vom ersten Tage unseres Hierseins in seiner Freizeit nicht mehr vom Strande wegzukriegen, seit ihm nämlich ein verrückter französischer Fischer in vorgerückter Stunde ein grobes Seemannsgarn davon gesponnen hatte, daß er hier am Strand einmal vor grauen Zeiten eine riesengroße Perle gefunden habe. Seitdem war mit unserm guten gemütlichen Ostpreußen nichts mehr anzufangen. Überall machte er sich mit seiner Perlenjägerei lächerlich, niemand nahm ihn mehr ernst, man foppte und neckte den Guten, wo er sich nur blicken ließ. Da haben wir beide, die wir seit Kriegsbeginn zur Gruppe Pieseke gehörten, unseren Plan geschmiedet, weil wir es einfach nicht mehr ansehen konnten, wie der sonst so vernünftige und immer hilfsbereite Freund sein Ansehen systematisch gefährdete."

Nun griff der Erzähler in die Tasche und brachte einen kleinen Beutel ans Tageslicht, aus dem er eine Handvoll schöner Perlen verschiedener Größe und Färbung auf die Bank schüttete.

„Da siehst du, das sind die Perlen, die wir unter freundlicher Mithilfe des Strandes und einiger toter Austern dem guten Fritz in die Hände spielen. Fünfzig Stück zehn Francs in der **Galérie de nouveautées.** Ab und zu gehen wir hier an den Strand, nicht zu oft natürlich, sonst fällt es auf, und schmuggeln die Perlen in einige Muscheln."

„Aber was habt ihr denn dadurch erreicht?" konnten wir nicht unterlassen zu fragen.

„Ganz einfach. - Gleich nach dem ersten Fund kam Pieseke ganz aufgeregt zu uns, um zu zeigen, was er dem Meere entlockt hatte. Wir taten ganz furchtbar geheimnisvoll und machten ihm klar, daß er um Gottes Willen niemanden etwas von seinem Erfolg erzählen dürfe, denn sonst wäre morgen der ganze Strand voll mit Perlenjägern und wer weiß, was da ‚sonst noch' daraus werden könnte. Das leuchtete ihm sofort ein, und seither hat niemand mehr von ihm auch nur ein Wort über Muscheln und Perlen gehört... Unser Ziel war erreicht."

Nun mußten wir aber doch herzhaft lachen und konnten nicht umhin, dem Plan unseren Beifall zu zollen. Nur eines wollte uns bedenklich erscheinen: „Was macht er denn aber nun mit seinen Schätzen? Stellt euch doch einmal die Enttäuschung vor, wenn

er sie eines Tages verkaufen will und dann den ganzen Schwindel wohl oder übel erfahren muß."

„Das hat keine Not, der verkauft sie niemals. Fritz Pieseke ist nämlich kein Materialist, dem geht es nicht um das Geld bei seiner Perlenjägerei. Eine Kette will er sich zusammensagen und die schickt er dann nach Hause in sein masurisches Dörfchen, wo sie fürderhin den Hals seines braven Marjellchens schmükken wird ... Und die wird sie doch wohl nicht auf ihre Echtheit prüfen lassen. Hauptsache: sie ist von ihrem Fritz ... Illusion bleibt Illusion, und schön sind sie doch, unsere Perlen. Sie werden sich an Marjellchens Hals genau so ausnehmen wie echte."

Seppl Hochleitners Weihnachtsurlaub

Es gibt unter Soldaten eine ganz besondere Unterabteilung, besser gesagt eine Gattung: das sind die sogenannten „jungen Schlipse". Diese Bezeichnung hat ganz relative Bedeutung, das heißt, sie ist nur bedingt vom Alter abhängig. Unter Rekruten ist der „junge Schlips" oft knapp siebzehn Jahre alt, in einer Kompanie von Reservisten sind die „jungen Schlipse" oft schon im gereiftesten Mannesalter, und es spielt dabei gar keine Rolle, ob sie schon ein- oder mehrfache Familienväter sind.

In einer solchen Kompanie war auch der Rottenführer Hochleitner. Er hatte zwar schon dreißig Jahresklippen des Lebens mit mehr oder weniger Erfolg

umsegelt, bevor er sich zu Kriegsbeginn zur Waffen-SS als Kriegsfreiwilliger gemeldet hatte, trotzdem war er - wenn auch nicht in seiner ganzen Kompanie, so doch in seinem Zug, zu dem lauter alte Reservisten gehörten - der „junge Schlips".

Das störte nun zwar unseren guten Seppl Hochleitner gar nicht; er zog mit seinen Kameraden durch Polen, durch Holland, Belgien und nach Frankreich hinein, Seite an Seite kämpften sie zusammen, und auch später, als sie irgendwo an der Kanalküste vorerst einmal Station gemacht hatten, machte sich diese Tatsache nicht bemerkbar. Erst jetzt, kurz vor Weihnachten, zeigten sich ihre Nachteile mit ganz besonderer Heftigkeit. Es gab nämlich für die Hälfte der Männer aus dem Zug Urlaub ... den heiß ersehnten und immer wieder willkommenen Urlaub. Gibt es überhaupt einen Soldaten, dem schon beim Geräusch des knisternden Urlaubsscheines nicht das Herz um ein paar Schläge schneller pocht?

Gespannt wartete man auf die Bekanntgabe, wer denn nun fahren dürfe und wer hier die Wache während der Weihnachtstage übernehmen müsse. Das große Rätselraten fand ein schnelles Ende durch die Worte des Kompaniechefs, der eines schönen Dezembermorgens verkündete, daß selbstverständlich erst einmal die älteren Kameraden für den Urlaub in Frage kämen und dann vor allem jene, die zu Hause Frau und Kinder hätten.

Unser Hochleitner erstarrte bei diesen Worten. Die erste Bedingung mit dem Alter, na, die hätte er sich

mit seinen über dreißig Lenzen schon gefallen lassen ... aber in seiner Stammrolle stand noch immer: Stand: Ledig! So sehr er immer für seine Junggesellenfreiheit eingetreten war, in diesem Augenblick wünschte er sie zur Hölle. Und er verwünschte sie nicht nur aus diesem Grunde, sondern weil er doch gerade zu Beginn des Krieges vor der Hochzeit mit seiner Trude gestanden hatte. Und er verwünschte diese Freiheit um so mehr, weil er diese wirklich nur noch formelle Handlung immer weiter verschoben hatte. „Geh, Trude", das waren seine Worte gewesen, „warten ma bis nachn Krieg, davonlaufen tun mir uns ohnehin nimmer."

Also blieb Seppl Hochleitner mit wenig freudigen Gefühlen im Herzen mit den übrigen Kameraden zurück, meist junge Rekruten, denen das Hierbleiben eher Spaß als Sorgen bereitete.

Am ersten Sonntag, als die Kameraden schon alle im Zug saßen und in die Heimat fuhren, hockte er ziemlich mißgestimmt inmitten der anderen Männer im Eßsaal der Unterkunft und schmauchte verachtungsvoll seine Stummelpfeife. Aus dem kleinen Volksempfänger tönten weit über viele hundert Kilometer die heiteren Klänge des Wunschkonzertes aus Berlin, dazwischen immer wieder die bekannte Stimme Heinz Goedeckes, wenn er zu den Soldaten an allen Teilen der deutschen Front sprach. Hochleitner hörte gelangweilt zu, erst horchte er auf, als der da vor dem Mikrophon die Stimme erhob und sprach:

„Und wiederum Herr Adebar, der dieses Mal sehr

fleißig war...! Wieder ist eine stattliche Zahl von Soldatenkindern zu nennen."

Rottenführer Hochleitner klopfte umständlich die Pfeife aus, er war nur noch wütender auf seinen unseligen Junggesellenstand im Hinblick auf die vielen Namen, die ihm da entgegentönten. Aber gerade als er die Stube verlassen wollte, blieb er wie zu Stein erstarrt stehen, die Pfeife entfiel seinen Händen... Da hieß es doch: „Wir gratulieren zu einem Jungen dem Rottenführer Hochleitner..."

Er riß die Augen und Mund auf, schaute fragend auf die Kameraden, die überall herumsaßen und zuhörten. Aber schon war ein Höllenzirkus im Gange. „Mensch... und davon sagt der uns nix!" - „Det kost 'ne Lage, Seppl!" „Gratuliere - Gratuliere!" Von allen Seiten stürmten sie auf ihn ein. „Und noch dazu 'n Junge..." - „Bist du gar nicht wert." Sie schlugen ihm auf die Schultern und schüttelten ihm die Hände. „Und wir haben dich schon für eine bevölkerungspolitische Niete gehalten!"

Der Seppl spuckte erst noch einmal kräftig aus, dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich strahlend hin. „Aber das sieht der Trude wieder amal ähnlich, nix sagen und dann überraschen. Wo ich schon über a halbs Jahr net zhaus war. Kreizsakra, is dös a Überraschung!"

Während nun gleich ein Kasten Bier herangeschafft wurde, um den Stammhalter erst einmal richtig zu begießen, machte die Kunde von dem Wunschkonzertsprößling des Rottenführers Hochleitner die Runde

durch die ganze Unterkunft. Wenig später ging die Tür auf und der Kompaniechef selbst trat herein. Der Hochleitner baute sich zackig auf und erstattete mit hochrotem Kopf dem Hauptsturmführer die Meldung von dem freudigen Ereignis. Noch einmal so rot glühte er aber, als dieser sagte: „Also, dann lassen Sie sich mal noch schnell einen Urlaubsschein ausstellen und dann ab in die Heimat. Und grüßen Sie mir Ihren Jungen!"

„Jawohl, Hauptsturmführer!" Und ab sauste der Hochleitner wie einer von den wirklich ganz jungen Schlipsen auf dem Exerzierplatz.

Die Tage in der Kompanie liefen weiter ihren Gang und bald war das Ereignis mit dem Wunschkonzert von anderen aktuelleren überschattet. Bis eines Tages, beim Morgenappell, der Stabsscharführer verkündete, daß der Hochleitner geschrieben habe, es sei eine Falschmeldung gewesen, oder es müsse eben noch einen anderen Rottenführer Hochleitner geben. Er sei jedenfalls - leider, schrieb er wörtlich - nicht Vater geworden. Die ganz jungen Schlipse stießen sich an und grinsten, die älteren lachten breit übers ganze Gesicht, und die ganz alten brüllten vor Lachen und Schadenfreude und schlugen sich auf die Knie. „Das hat der doch bestimmt gewußt!" - sagte einer, „so ist er billig zu seinem Weihnachtsurlaub gekommen ... Daß der so raffiniert ist, hätte ich auch nicht gedacht!"

Aber wie erstaunten sie alle, als kurz darauf eines Morgens der Hochleitner-Seppl plötzlich in der Schreibstube stand und sich vom Urlaub zurückmel-

dete. Er hatte wieder einmal seinen hochroten Kopf, und wenn es überhaupt möglich war, dann war dieser Kopf noch röter als je zuvor. Der Kompaniechef, der gerade in der Schreibstube war, sah seine Verlegenheit und auch das schadenfrohe Grinsen der Kameraden. Er nahm ihn mit ins Nebenzimmer. Dort wurde der Seppl erst einmal noch um einen Schein hochroter im Gesicht, ehe er wörtlich das wiederholen konnte, was er schon schriftlich mitgeteilt hatte. Nämlich, daß er bedauerlicherweise nicht Vater geworden sei.

Dem Kompaniechef fiel es schwer, ernst zu bleiben. „Aber deshalb hätten Sie doch nicht den ganzen Urlaub abbrechen müssen, wenn Sie schon einmal zu Hause waren."

Der Hochleitner druckste herum, und man sah ihm an, daß er noch etwas sagen wollte.

„Was haben Sie denn noch auf dem Herzen?"

„Hauptsturmführer, ich" – der Hochleitner nahm noch schnell einen zweiten Anlauf, „ich bitte um Weihnachtsurlaub ..."

Der Chef schaute ihn erstaunt an: „Was wollen Sie, Weihnachtsurlaub?" fragte er verständnislos.

„Jawohl, Hauptsturmführer, aber diesmal ist es wirklich sehr dringend und ganz bestimmt keine Falschmeldung ..." und nach einer kleinen Pause, während der er schnell ein paar Mal schluckte, „es ist auch diesmal bestimmt niemand anders als ich."

Jetzt begriff der Kompaniechef überhaupt nichts

mehr. „Was ist denn nun wieder los, werden Sie nun wirklich Vater?"

„Noch nicht, Hauptsturmführer, ich will mich nicht noch ein zweites Mal blamieren lassen durch den Rundfunk, und die Lehre von dem anderen Rottenführer Hochleitner genügt mir. Ich und meine Trude, wir wollen zu Weihnachten heiraten..."

Nun war es heraus, und der Kompaniechef konnte nicht anders, er mußte dem Rottenführer auf die Schulter klopfen. „Das ist anständig, Hochleitner. Nun lassen Sie sich schnell einen neuen Urlaubsschein ausstellen und noch acht Tage dazuschreiben... aber kommen Sie mir diesmal nicht wieder mit einer Falschmeldung zurück, sonst ist es aus mit dem Urlaub... Ich gratuliere Ihnen jedenfalls von vornherein."

„Danke, Hauptsturmführer, diesmal wird es bestimmt keine Falschmeldung. Und den nächsten Urlaub benötige ich erst so in zirka einem Jahr... das heißt, wenn wir dann überhaupt noch Urlaub brauchen..."

Die Kameraden auf der Schreibstube staunten Bauklötzer und brachten den schadenfroh geöffneten Mund gar nicht mehr zu, als der „Spieß" dem Rottenführer Hochleitner einen neuen, in seinen Zahlen geradezu phantastischen Urlaubsschein ausstellte. Der Hochleiter-Seppl aber hielt sich nicht lange auf. Mit einer gespielten Gleichgültigkeit übersah er einmal die Schadenfreude, zum zweiten das Staunen, steckte seinen Urlaubsschein ein, verabschiedete sich zackig und verschwand durch die Tür in Richtung Bahnhof. Als

er aber schon zwischen den Pfosten stand, drehte er sich noch einmal um und sagte über die Schulter zum Schreiber: „Übrigens, was ich beinah vergessen hätt... kannst einstweilen schon in der Stammrolln eine Änderung machen hinter dem Namen Hochleitner, Josef... Stand: Verheiratet am Fünfundzwanzigsten Zwölften Vierzig."

Der Sylvesterflug

Sylvesternächte haben es in sich. Es ist statistisch nicht aufzuführen, wieviel mehr oder weniger lustige Geschichten in dieser vogelfreien Nacht am Ende des alten Jahres schon passiert sind. So wäre denn die Geschichte von Orjes Sylvesterflug eigentlich auch nur eine von vielen, wenn sie nicht einen geradezu sportlichen Einschlag hätte. Und Sport in der Sylvesternacht ist immerhin etwas Neues, besonders wenn dieser Sport daran schuld ist, daß eben dieser Orje mitten in den ersten Stunden des neuen Jahres, nur mit einem Nachthemd bekleidet, durch das Fenster unserer Wohnbaracke in den herrlichen weißen, aber immerhin doch nicht ganz warmen Schnee geflogen ist.

Aber erst muß wohl gesagt werden, wer dieser Orje eigentlich ist, der auf so unsanfte Weise ins neue Jahr hinüberflog. Wie man aus dem Namen schon unschwer erraten kann, ist dieser besagte Orje mit echtestem Spreewasser getauft und seine Wiege stand

irgendwo ganz nahe an der Berliner U-Bahn. Daher hat er nicht nur das Tempo der Großstadt in sich, sondern auch jene andere Eigenschaft, die der Berliner selbst „Jeist", der Fremde allerdings „Große Klappe" nennt. Und zu dieser Eigenschaft kam noch eine erschwerende Tatsache... Orje war nämlich noch dazu einer von denen, die alles wissen... noch mehr, die alles besser wissen als jeder andere gewöhnliche Sterbliche. So mußte es ja eigentlich so kommen, wie es kam.

Den Anstoß zu Orjes Neujahrsfahrt in den Schnee bildete ein riesiges Paket aus der Heimat, das noch am Sylvestertage von dem schimpfenden und fluchenden Postholer der Batterie angeschleift wurde. Nun werden Soldatenpakete immer grundsätzlich mit Hallo empfangen. Dieses aber rief einen wahren Freudentaumel hervor - denn es enthielt gerade das, womit man an den langen Winterabenden einer Marine-Küstenartillerie-Abteilung an der Kanalküste die größte Freude bereiten kann: Unterhaltungsspiele.

Der Freudentaumel bildete aber noch nicht die oberste Grenze der Begeisterungsfähigkeit der vom Urlaub Übergangenen, er steigerte sich nämlich noch zu einem wahren Begeisterungsgeheul, als die Umhüllung fiel. Den neugierigen Augen zeigte sich ein phantastisches Tischfußballspiel, das kaum einer der Männer hier zu erwarten gewagt hatte.

Sofort wurde ein grandioses Neujahrsturnier ausgeschrieben. Erster Preis: eine berauschend duftende Hartwurst, die einer der Kameraden vom Urlaub für

die ganze Stube geschickt hatte, zweiter Preis: vierzehn Tage keinen Stubendienst; der letzte Preisträger sollte vierzehn Tage lang Kaffeeholer machen.

Jeder, der Soldat gewesen ist, weiß, wie hoch die Preise zu bewerten waren.

Das Turnier begann also, das heißt, ehe es beginnen konnte, mußte – in Anbetracht der immerhin schon vorgerückten Sylvesterstimmung, von der ein schöner Stapel leerer Flaschen unter dem Tisch erzählen konnte – ein Schiedsrichter bestimmt werden. Wer? Es kam überhaupt nur einer in Frage, der absoluter Fachmann war: Orse! Er übernahm das Amt mit der ihm eigenen selbstverständlichen Würde und setzte sich auch durch einige Anfangsspiele ganz gut durch. Die Katastrophe nahte nicht etwa beim Entscheidungsspiel um den ersten Platz, sondern seltsamerweise gerade bei dem Spiel, in dem der Letzte und Vorletzte sich gegenüberstanden. Der Verlierer mußte also vierzehn Tage lang freiwillig Kaffeeholer machen, das bedeutet in zivile Sprache übersetzt, daß er jeden Tag früher aufstehen und in die kalte Nacht hinauslaufen mußte. Es wurde also dem Einsatz gemäß heiß gekämpft.

Endlich, knapp vor Spielschluß, gelang es dem einen, das Siegestor zu schießen unter dem Jubel der Zuschauer. Der glückliche Sieger warf die Arme in die Luft und triumphierte mit lautem Gebrüll. Aber nicht lange. Denn der Herr Schiedsrichter Orse fuchtelte wild mit den Händen über dem Spielfeld herum, um seinem Pfiff Geltung zu verschaffen.

Dann schrie er mit entscheidungsschwerer Stimme: „Tor wird nicht anerkannt! Es war abseits!!!"

Ein Sturm der Entrüstung brandete auf und drohte den guten Orje zu überwältigen. „Waaas, abseits? Blödsinn..." - „Schmeißt ihn raus..." Die Empörung der Zuschauer hatte darin ihren Grund, daß im Falle eines unentschiedenen Spielausgangs kein Verlierer und damit auch keiner für den nicht sehr geschätzten Posten des Kaffeeholers da war und es in diesem Falle bei der bisherigen Ordnung bleiben mußte, nämlich, daß abwechselnd einmal jeder früh heraus mußte. Daher also die begreifliche Entrüstung.

Ober Orje stand wie ein Fels im Meer mitten in der drohenden Haltung der Kameraden, schüttelte energisch den Kopf, pfiff noch zweimal entschieden und erklärte noch einmal nachdrücklich: „Abseeeiits!" Auch als sich der durch diese Entscheidung benachteiligte Spieler wütend erhob und sich anschickte, den Herrn Schiedsrichter beim „Krawattl" zu erwischen, zog er sich zwar vorsichtig aus der unmittelbaren Nähe des Tisches zurück, erklärte aber nur noch verbockter: „Wat wollta denn sejn een alten Fachmann, ihr Fußballembryos! Det warn klaret abseits, da jibts jar keene Debatte nicht! Einwandfrei abseits!"

Nachdem die Entschlossenheit und Unbestechlichkeit des Herrn Schiedsrichters so feststand, versuchte man ihn allgemein im Interesse des vierzehntägigen Urlaubs vom Kaffeedienst von der Niedertracht seiner Entscheidung zu überzeugen. Dies geschah mit mehr oder weniger Logik, vor allem aber mit unheimlich

drohenden Ankündigungen der gesamten Stuben-besatzung.

Unter diesem mehr körperlichen als moralischen Druck sah sich Schiedsrichter Orje endlich gezwungen, das Urteil aufzuheben und in die Entscheidung „Tor" zu verbessern. Er tat das mit der Miene des der rohen Gewalt weichenden, geistig Überlegenen und damit schien der Neujahrsfrieden wieder hergestellt.

Der letzte Abend 1940 ging zu Ende und der neue Morgen war schon kräftig angebrochen, als sie endlich in die Betten fanden. Die nötige Bettschwere hatten noch einige Kasten Bier herbeigeführt und es war, als ob die ganze Stube in der Stille nach dem vielen Lärm aufatmete.

Da auf einmal ertönte aus Orjes Ecke heraus eine tiefe Stimme: „Und ihr könnt sagen, wat ihr wollt, et war doch abseits ... et war doch und doch abseits!!"

Aber jetzt war die Geduld des „Dicken", der sonst Küchenbulle genannt wurde, zu Ende. „Jetzt ischt es gnueg ..." sagte er nur, erhob sich ohne Worte, erwischte den zeternden Orje und trug ihn stumm und feierlich zum Fenster der ebenerdigen Baracke. Gleich darauf verkündete ein Wutgeheul in echt Berliner Mundart, daß Orje mit wehendem Nachthemd glücklich in dem großen Schneehaufen vor dem Fenster gelandet war.

Der „Dicke" machte seelenruhig das Fenster zu, kroch in sein Bett und knurrte vergnügt: „So – nun bischt wirklich abseits ..."

Nächtliches Intermezzo

Rrriiiitsch...!

Ein kalter nasser Schwall von Dreck und Eiswasser klatschte gegen den einsamen Kradmelder, der sich mühsam durch die grundlosen Straßen Serbiens seinen Weg nach vorn bahnte.

„Verdammte Schweinerei!" Landser sind keine Engel und ihrem Munde entströmen oft Worte, die bestimmt keinem himmlischen Hallelujah gleichen. So knurrte auch der Kradmelder noch eine ganze Reihe von Kraftausdrücken hinter dem verschwindenden Fahrzeug her, mit denen man ohne Mühe auf einen Schlag ein ganzes Jungfrauenstift hätte ausrotten können. Schlimm genug, daß diese Serben hier eine Vorstellung von Straße haben mußten wie – na eben wie ein Landser vom Hallelujasingen. Da fraß man sich nun mit Ach und Krach und abgeblendeten Lichtern durch den Morast, mußte immer und immer wieder anhalten, um festzustellen, ob das, worauf man sich da vorwärts bewegte, tatsächlich noch Straße sein sollte, oder ob es nicht doch schon das Bett des Flusses war, dessen Rauschen man rechterhand immer im Ohr behielt; nicht genug damit, daß man als richtiger Kradfahrer mehr als einmal überlegte, ob es nicht einfacher wäre, im seichten Flußbett weiter zu fahren, dort war es wenigstens b l o ß naß und kalt, während hier auf der Pseudostraße die klebrige Masse sich wie Kaugummi um Räder, Naben, Speiche und Motor legte, als ein zäher Brei, der mit eisernen Klammer-

fingern jedes Tempo über 5 Stdkm. als eine lächerliche Illusion erscheinen ließ. Und in diese „herrliche" Stimmung hinein spritzten nun fortwährend noch überholende schnelle Fahrzeuge, die mit Bugwellen von Schlamm wie riesige Ozeandampfer ihren Weg durch diesen Morast pflügten.

„Verdammt!" Wieder klatschte ein neuer Schwall gegen den seltsamen modernen Zentauren der Landstraße. Man rühmt immer von den Kradschützen, daß sie mit ihren Maschinen verwachsen seien. Der hier war es nicht nur symbolisch, innerlich, sondern Mann und Maschine bildeten auch äußerlich eine einzige gelbgraue Masse, daß man tatsächlich kaum mehr unterscheiden konnte, wo das eine aufhörte und das andere anfing. Dabei hieß es aber trotz alledem höllisch aufpassen wie ein Schießhund, denn das Hinter- und Vorderrad versuchten andauernd sich selbständig zu machen, hatten den unbezwingbaren Drang, sich platt in den Kot zu legen und wegzurutschen.

Rrriiitsch ...!

„Sauerei!" So weit rechts kann man ja gar nicht fahren, daß man den Dreckschwällen auszuweichen vermöchte. Hundert halbmetertiefe Spuren nebeneinander, übereinander, kreuz und quer. Wo fängt da die Straße an und wo hört sie auf, wo ist überhaupt rechts und wo links? Kein Wunder, daß der Kradmelder alles verfluchte, was mit dieser erbärmlichen Fahrt zusammenhing.

Wieder einmal hatte er mit knapper Mühe und

Not ein Wegrutschen der Maschine verhindern können, als von hinten schon wieder das Heulen eines mächtig arbeitenden Motors aufklang und sich unerbittlich rasch näherte. „Verdammt und zugenäht, was rast denn der wie ein Wilder durch dieses Schlamm-Meer? Und ausgerechnet tauchte jetzt im gedämpften Licht des Scheinwerfers eine riesengroße, die ganze Straße querende Pfütze auf. Was heißt Pfütze, ein See war das schon...

Vergebens versuchte der Kradmelder in seiner verzweifelten Lage mit Vollgas durchzukommen... Das Hinterrad begann zu schleudern, mit einem Ruck riß er die Maschine nach rechts, um nicht von dem Wagen gestreift zu werden, der wenige Zentimeter ab an ihm vorbeibrauste. Da rutschte natürlich auch schon das Vorderrad weg und mit einem fürchterlichen Fluch auf den Lippen schoß der Melder kopfüber in den aufspritzenden Morast. Zu allem Übel trafen ihn gleichzeitig noch die „Bug- und Heckwellen" des Überholenden. Als dieser im Vorbeifahren den Kradschützen im Dreck liegen sah, stoppte er kurz und das Gesicht des Fahrers erschien im Seitenfenster.

„Mensch, kannste nich aufpassen! Ist was passiert?" Und als der Gestürzte böse abwinkte, „kann ja auch keiner sehen - wasch dir gefälligst dein Schlußlicht ab, damit man dich armseligen Dreckrutscher auch sehen kann!"

Die weiteren Worte wurden schon wieder vom Aufheulen des anfahrenden Wagens verschlungen, zum Glück auch das, was ihm der bedauernswerte Krad-

schütze nachbrüllte. Eine ganze Weile stand der Melder noch breitbeinig über der gestürzten Maschine und schimpfte dem verschwindenden Wagen nach. Dann rappelte er seine brave Klamotte hoch, um die Fahrt fortzusetzen. Es half ja doch alles nichts, der Auftrag mußte erledigt werden.

Aber als er nun weiterfuhr, brabbelte er in seinen dreckverklebten Bart hinein. „Warte man, mein Freundchen, dir seh ick schon nochmal wieder." Wir wollen es dem Schlamm zuschreiben, daß sich in seinen Worten der Dritte und vierte Fall von „Du" verwischten. „Deinen Wagen hab ich mir ganz besonders gut gemerkt, und das Gesicht vergesse ich auch nicht so schnell! Du kommst mir schon wieder einmal vor die Gabel, mein Junge. Aber dann freu dir! Schlußlicht abwaschen! So eine Gemeinheit, Schlußlicht abwaschen – in dem Dreck. Na warte, dir werd ich das Schlußlicht mal abwaschen!"

Auch die schlimmste Straße hat einmal ein Ende, auch mit 5 km in der Stunde kommt man endlich ans Ziel. Kurz nach Mitternacht erreichte auch unser Kradmelder vollkommen aufgeweicht seinen Bestimmungsort, gab seine Meldung ab und machte sich dann gleich wieder auf die Beine, um eine Waschgelegenheit zu erkunden, für sich und natürlich auch für seine brave Maschine, für die ein rechtschaffener Kradfahrer sorgt wie für sich selber. Er selbst kann noch so geschrubbt und geschniegelt sein, solange die Maschine nicht sauber ist, fühlt er sich selbst im blitzweißesten Hemd nicht wohl. Wie er so durch das Dorf rollte, sich zwischen

Wagenparks, Troß- und Kampffahrzeugen hindurchschlängelte und endlich erlöst zum Flußufer hinuntergondeln wollte, da kniff er plötzlich die Augen zusammen und nahm das Gas weg... „Das da vorn... verflucht und zugenäht, diese Hinteransicht müßte ich doch kennen!" Vorsichtig, mit abgestelltem Motor näherte er sich dem Fahrzeug, das vor dem einzigen größeren Gebäude - offenbar dem Rathaus oder der Schenke - stand. Natürlich, das war ja der Teufelswagen, der ihn vorhin in den Dreck geschmissen hatte. Kaum war diese Feststellung innerlich mit sichtbarer Befriedigung getroffen, als er auch schon finsterste Rachepläne in seinem tief gekränkten Kradfahrerbusen zu wälzen begann.

Er lehnte sein Krad an einen Baum, dann schlenderte er scheinbar harmlos in die Nähe des verhaßten Wagens und überlegte. Er tat es lange und gründlich. Nicht aus übergroßer Vorsicht oder aus Unentschlossenheit! Nein, die Rache muß gründlich und ausgiebig sein.

Die ganze Müdigkeit war verflogen. Als die ersten grausamen Pläne - zum Beispiel: Zerschnittene Pneus oder Zucker im Benzintank - von der ruhigen Vernunft weggefegt waren, da man ja schließlich im Krieg und nicht im Frieden war und das Sabotage und Hochverrat bedeutet hätte, erschien aus dem Hause der Fahrer, dessen matt beleuchtete Gesichtszüge er sofort wiedererkannte. Er beugte sich über den Wagen und verschwand wiederum in der Haustür.

Jetzt stand auch der Racheplan fest. „So, mein

Bürschchen, ich werd dich lehren, von wegen Schlußlicht sauber halten!" Mit seinen schmutzverklebten Händen faßte der Kradfahrer tief in den gelben Lehm der Straße – „das wird jetzt recht dick und schön auf deine Windschutzscheibe geschmiert und auf deinen schönen trockenen Sitz, damit du es dir abgewöhnst, armselige Kradmelder in den Dreck zu fahren und hinterher noch zu verhöhnen – Schlußlicht und so –!"

Schon hatte er sich herangepirscht, den feuchten Lehmklumpen in der Hand, als im gleichen Augenblick sein Blick in den Wagen fiel... Was er da sah, das ließ ihm beinahe das Blut in den Adern gerinnen. Er sah ein silbernes Kreuz an einem Kragen aufblitzen, sah zwischen den hochgeschlagenen Mantelspitzen zwei Augen auf sich gerichtet, Augen, deren Blick keiner jemals vergessen konnte, der ihm jemals begegnet war.

Blitzschnell fuhr es dem rachedurstigen Kradmelder durch den Kopf: „Der General!" Der Lehmklumpen fiel auf den Boden und seine Hand flog grüßend an den Rand des Stahlhelms. Wie durch einen Schleier sah er noch, wie der General die Hand dankend hob, dann machte er kehrt und sauste davon, auf seine Maschine und trotz Dreck und Schlamm raste er noch in einem Zug ohne Pause zu seiner Einheit zurück.

Ganz außer Atem kam er dort an. Über die schwierige Fahrt von seinen Kameraden befragt, stotterte er nur wirres Zeug zusammen. „Himmel", dachte er immer noch, wie in jeder Sekunde der Rückfahrt, „wenn

ich nun die Windschutzscheibe beschmiert hätte, die Windschutzscheibe des Wagens, in dem der General saß, das wäre doch Hochverrat gewesen ..."

So erfuhr keiner etwas von dem Rachefeldzug unseres Freundes gegen den Wagen des Generals. Nur mir hat er die Geschichte erzählt, in einer ganz stillen Stunde, als ich mich einmal wunderte, warum er einem rücksichtslos spritzend vorbeisausenden wilden Fahrer ganz gegen seine sonstige Gewohnheit nicht einen Regen von Flüchen nachsandte. Er hätte sich das abgewöhnt, sagte er mit einem resignierten Blick, man könnte nie wissen ...

Und so erfuhr ich als Einziger die Geschichte, wie er beinahe zum „Hochverräter" geworden wäre.

Urlaub auf Punkte

Ihr armen Mitteleuropäer, wißt ihr denn eigentlich, wie sehr man sich auf einen kleinen, unscheinbaren, aber mit prasselnden Buchenscheiten gefüllten, rotglühenden Kanonenofen freuen kann? Kennt ihr die Wonne, die man empfindet, wenn man endlich nach zwei langen Stunden Wache die dicke Bohlentür aufstoßen kann und einem aus dem niedrigen, holzgetäfelten Raum der Baracke ein wunderbarer nach Rauch und Bier, Tabak und heißem Kaffee duftender Schwall wohliger Wärme entgegenschlägt? Kennt ihr das tiefe zufriedene Grunzen, das der Posten in diesem Augenblick ausstößt, und könnt ihr euch vor-

stellen, wie er sich gleichsam erlöst von der warmen Atmosphäre der Gemütlichkeit umrieseln läßt.

Gewiß, ihr habt auch schon gefroren und euch nach dem warmen Herd gesehnt, aber so sehnsüchtig wie die Männer, die im höchsten Norden von Norwegen einen harten Winter verbrachten, habt ihr noch nie nach einem bißchen Wärme begehrt. Wieviele Flüche, wieviele sehnsüchtige Blicke sind von diesem verlorenen Fleck in dem entlegenen Fjord zum Himmel emporgestiegen, zu jenem stahlgrauen, undurchdringlichen Himmel, der ein halbes Jahr lang kaum vom Licht beleckt wurde.

Trapp, trapp, trapp..., so pochten wieder einmal die Schritte des Obergefreiten Ponzinger auf dem ausgetretenen Postenpfad entlang der steilabfallenden Felsküste. Trapp, trapp, trapp... dann war es wieder eine Weile still und man hörte nur das dumpfe klatschende Geräusch von zusammenschlagenden Stiefeln. Vermummt wie ein Eskimo stapfte der Obergefreite Ponzinger seine Runde, immer wieder mußte er den Marsch unterbrechen, um durch wilde Bewegungsversuche den Blutkreislauf wenigstens so weit in Schwung zu halten, daß er seine Gliedmaßen, wenn auch schwerfällig, bewegen konnte. Wenn er mit dem Ärmel über seinen struppigen, oberbayerischen Schnauzbart fuhr, da klirrte es von abgebrochenen Eiskristallen und er mußte dabei immer ausgerechnet an den kleinen Kramladen in seinem bayerischen Gebirgsdörfchen denken, wo man um diese Zeit so herrliche Faschingskrapfen kaufen konnte, so richtig

heiß, noch aus der Röhre, die zwar laut ärztlichem Befund höchst gesundheitsschädlich waren, aber darum umso besser mundeten.

Trapp, trapp, trapp ..., mit einem energischen Ruck wischte er einesteils rein körperlich die Eiskristalle aus seinem Bart, anderenteils moralisch die süßen Erinnerungen aus seinem Kopf und machte sich erneut auf den Weg. Kreuzdonnerwetter - er war ja sonst durchaus nicht sentimental, der Ponzinger, aber schließlich war man jetzt schon mehr als ein halbes Jahr nicht mehr zu Hause gewesen und konnte sich schon gar nicht mehr richtig vorstellen, wie es sein mochte, wenn zu Hause vielleicht schon die Frühlingssonne die Eisdecke aufgebrochen hatte. Man wußte es gar nicht mehr, wie einem zumute gewesen war, wenn man mit richtigen ‚Krachledernen' und nackten Knien in den ersten warmen Sonnenstrahlen mit den drei Buben und der kleinen Liesl zum Faschingsmarkt hinunter in die Stadt stapfte ...

Als er eben wieder hochschreckte, stand vor ihm eine unförmige vermummte Gestalt. Er brauchte gar nicht erst nach Parole zu fragen, denn den guten Hauptmann Hölzel konnte man wirklich nicht verkennen. Die kleine, mollige Figur des Kompaniechefs war in einen dicken Mantel gewickelt. Jeder kannte ihn und jeder liebte ihn und es gab bestimmt keinen unter den Männern seiner Kompanie, der nicht gern freiwillig dageblieben wäre, nur um dem seelensguten Hauptmann zu einem Heimaturlaub zu verhelfen.

„Na, Ponzinger -" der Hauptmann hätte seiner-

seits in der dicksten Vermummung jeden einzelnen seiner Männer erkannt, so war er mit seiner Kompanie, die fast durchwegs aus verheirateten, echten uralten Landsern bestand, in den Tagen der Kämpfe und jetzt in der langen Zeit des norwegischen Winters verwachsen – „ist was Neues?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, nein!" Es war grotesk anzusehen, wie der Ponzinger in seiner Eisbärenmaskerade versuchte, eine altpreußische Grundstellung einzunehmen. Er wirkte wie ein richtiger Honigtopf mit zwei runden Henkeln an der Seite.

Der Herr Hauptmann schlug ihm verweisend auf die Schulter. „Sie wissen doch, daß Sie das „Zu Befehl" sein lassen sollen! „Und nach einer kleinen Weile, während der beide mit den gleichen Gedanken über die Felsen geblickt hatten, in das Grau am Horizont, wo man mit viel, sehr viel Einbildungskraft die Sonne oder zumindestens ein paar vorwitzige von ihren Strahlen hätte vermuten können: „Wir zwei hätten uns auch schon lange einmal einen Urlaub verdient, was Ponzinger?"

„Hm", nickt der andere vor sich hin, dann raffte er sich plötzlich wie erinnernd zusammen und fügte hinzu: „Zu Befehl, Herr Hauptmann, dös hätten mir ..."

„Und Ihre drei Jungens möchten doch auch endlich einmal sehen, wie sich ihr Vater schlecht und recht über den Eismeerwinter weggebracht hat. Es sind doch drei?"

„Ja – zu Befehl – es sind drei Buam und die Lisei, dös Madl, dö tat si a net schlecht gfreun –" wieder

trat eine lange Pause ein und plötzlich fiel dem Ponzinger noch was ein. „Aber bein Herrn Hauptmann z' Haus tät a väterlicher Bsuch a net schlecht sein, besonders, wo's doch endlich an der Zeit wär, daß der jüngste Stammhalter sein Papa kennan lernat."

Der Kompaniechef nickte: „Ja, ja, Ponzinger, und beim Kriebich täten sie sich genau so freuen und die sechs strammen Burschen vom Pfanderer und die zwei Paar Zwillinge vom Gröschel könnten ihren Vater auch gut brauchen. Und der Junge, der Unteroffizier Hahn, der möcht auch mal endlich mit einem halben Jahr Verspätung zu seinen so radikal unterbrochenen Flitterwochen kommen! Ja, ja, man hat es nicht leicht als Hauptmann in so einer Kompanie von lauter alten Landsknechten, von denen sich die meisten schon vier Jahre lang an der Westfront oder in Galizien oder Bosnien herumgeschlagen haben. Aber wie soll ich denn das machen, ich kann nur jede Woche zwei Mann schicken und schicke ich den Kriebich, dann giftet sich der Pfanderer, und wenn der Pfanderer auf Urlaub fährt, dann sagt mir der Gröschel, oder er denkt es sich mindestens, daß das eine schreiende Ungerechtigkeit ist, wo er doch genau solange nicht zu Hause war. Und schließlich schaun Sie mich noch tieftraurig an, Ponzinger, denn daß Sie was sagen täten, das glaub ich nicht... Man hats wirklich nicht leicht in so einer Kompanie."

Der Ponzinger hatte Verständnis für die Nöte und Sorgen seines Chefs. Er nickte lange schweigend in die Dunkelheit und aus der Tatsache, daß er seine

gymnastischen Gliedererwärmungsversuche einstellte, konnte ein eingeweihter Zuschauer schließen, daß sein Denkapparat zwar schwerfällig, aber doch unaufhaltsam in regster Tätigkeit begriffen war. Auf einmal aber fing er wieder an zu stampfen und um sich zu schlagen und dann sagte er, jedes Wort vorsichtig abwägend: „Ja mei, da hätt' ich schon a Idee..."

„Na los, vielleicht ist es was Gescheites."

„Zu Befehl – ma müßt halt a Urlaubspunktkarten einführn."

Verständnislos blickte ihn sein Kompaniechef an. „Was heißt Urlaubspunktkarten, was denn für Punkte?" Nun wurde der Ponzinger ganz verlegen und schlenkerte mit den Armen herum. „Ah, dös is eh nix, i hab ma bloß so denkt... Wann ma leicht für an jeden Monat, was ma hier sein, ein Punkt kriegen täten, dann für a jedes Kind a je an Punkt oder leicht für an Buam zwei und für a Madel einen und für a jede Urlaubswochen, die wo aner schon ghabt hat, kriegt er an Punkt abzogn, dös müßt eigentlich a ganz gerechte Wertung gebn!"

Eine Weile war es so still, daß man von unten aus dem Tal herauf das Krachen der schiebenden Eismassen hören konnte. Dann lachte der Herr Hauptmann aus vollem Halse los, schlug in einem jähen Freudenausbruch dem Obergefreiten Ponzinger immer wieder auf die Schulter und stellte mit tiefer Befriedigung fest: „Richtig, das ist eine feine Sache, daß ich da nicht selbst dahintergekommen bin! Natürlich, eine Punktkarte muß her!" –

Damit war der Fall erledigt. Und als der Ponzinger zwei Stunden später vollkommen durchgefroren den anfangs erwähnten, herrlichen Augenblick der Postenablösung auskostete, da traf er in der Stube nicht das sonst gewohnte Bild der kartenspielenden oder essenden Kameraden, sondern er fand sie alle über den großen runden Tisch gebeugt. Man hörte nur das leise Gemurmel von rechnenden Stimmen – eine Tätigkeit, die so manchem dieser biederen Landserhirne mehr Schwierigkeiten bereitete, als das gefährlichste Spähtruppunternehmen. Ehe er noch recht begriffen hatte, was hier vor sich ging, stieß auch schon aus dem Rechnerkreis der Jäger-Michel mit hochrotem Kopf in die Höhe und strahlte über das ganze Gesicht, während die anderen leise neidvoll aber doch irgendwie befriedigt zu ihm aufsahen.

„Was ist denn da los?" fragte der Ponzinger.

„Ja, du weißt dös no nit? Ich fahr morgen auf Urlaub", verkündete der Jäger-Michel mit stolzer Stimme.

„Ja, wia is denn jetzt dös?"

Stolz schwenkte der Jäger Michel einen Zettel in der Hand, auf dem seltsam verschnörkelte Zahlenreihen zu sehen waren. Dazu sagte er: „Da siagst es, ja, sechzehn Punkte hab i beinand."

„Ja, sechzehn Punkte hat er, der Hallodri, der grundschlechte", warf der Pfanderer dazwischen, „und i, Kreuzsakra, i kann und kann net mehr als fufzehn zambringa, wia i a hin und herrechnen tua." Und als der Ponzinger nun endlich begriffen hatte, daß seine

Idee hier schon greifbare Formen angenommen hatte, da fügte der Pfanderer noch hinzu: „Dös sag i euch, wenn i jetzt nach Haus kumm, dann wern zwoa Punkte mehr, dös kann i euch sagen", und er hob beschwörend den Finger und setzte pathetisch in das Gelächter der Kameraden hinein, „wenn nit gar viere."

Die Venus von Dipflingen

Der Gefreite Eugen Binder war ein Soldat, wie er nach den Vorschriften der HDV. sein soll, das mußte ihm der Neid lassen. Auf dem Exerzierplatz, im Gelände hatte ihm schon früher nicht so schnell jemand etwas vormachen können und in den letzten Feldzügen hatte er bewiesen, daß er alle diese seine Kenntnisse auch im härtesten Einsatz richtig anzuwenden verstand.

Aber wir Menschen sind ja alle keine Engel und jeder von uns hat irgendwo seine mehr oder weniger schwache Seite. Und da der Gefreite durchaus keinen Anspruch auf den Titel Engel legt, kann man auch ohne Gewissensbisse von seinen kleinen Fehlern berichten. Er hatte nämlich ein sehr gesteigertes Geltungsbedürfnis und war tiefunglücklich, wenn er nicht überall im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stehen konnte. Das galt aber nicht nur in militärischen Angelegenheiten, sondern er hielt sich vor allem auch in allen anderen Tagesfragen für die ein=

zige kompetente Stelle und war schwer beleidigt, wenn es irgendwo zur Schlichtung eines Streites kam, ohne daß man ihn um seine Meinung gefragt hatte. Und aus diesem seinem gesteigerten Geltungsbedürfnis entsprang auch sein zweiter kleiner Fehler – seine Kameraden nannten es einen Spleen –, nämlich die Sucht, von überall etwas „ganz Besonderes" mit nach Hause zu bringen. Etwas, was womöglich kein anderer brachte, nur er ganz allein.

So hatte er den ganzen Polenfeldzug hindurch einen alten verrosteten Säbel mit sich herumgeschleppt und er hätte lieber seine Feldflasche liegengelassen, als daß er sich dieses „wertvollen" Beutestückes entledigt hätte. Und das alles nur deshalb, weil er überzeugt war, daß dieser Säbel infolge seiner kühn geschwungenen Form noch aus dem Türkenkriege stammen mußte. Nachdem alle Widersprüche von vornherein an seiner kühlen Überlegenheit gescheitert waren, blieb er in diesem Glauben und brachte seinen „Türkensäbel" unter den staunenden Blicken der versammelten Gemeinde in seinen sächsischen Heimatort.

Schon den ganzen Balkanfeldzug über hatte er keinen sehnlicheren Wunsch in seinem Herzen, als den: nach Athen zu kommen. Was konnte man da alles mit nach Hause bringen, ging es durch seinen Sinn. Und als der Vormarsch ihn dann tatsächlich vor die Tore der griechischen Hauptstadt führte, da wartete er wie ein lauernder Panther auf den Augenblick, wo er endlich genügend Freizeit haben würde, sich in die engen Straßen der Basare zu stürzen.

Als es dann so weit war, da strich er suchend an den Verkaufsständen vorüber. Während seine Kameraden nach echter Landserart erst einmal daran dachten, den Gelüsten ihres Magens Genüge zu tun und dann für Muttern zu Hause noch das eine oder andere Päckchen Rosinen oder eine gute Flasche Wein erstanden, strebte unser guter Eugen zielbewußt der einen Stelle zu, wo in einer Hausnische ein nur aus Lumpen und Dreck bestehender „Kaufmann" seine Herrlichkeiten in Gestalt von allerhand mehr oder weniger weiß schimmernden Plastiken feilbot. Hier endlich hemmte Eugen den Schritt und blieb nachdenklich und mit prüfenden Blicken stehen. Keine Miene in seinem Gesicht verriet, daß er sich endlich am Ziel seiner Wünsche befand. Mit sachkundigen Bewegungen griff er ein Stück nach dem anderen aus dem Torso-Haufen. Er suchte etwas ganz Bestimmtes, etwas ganz Besonderes, das er als Prachtstück auf dem nächsten Urlaub mit nach Hause nehmen und in seine ansehnliche Andenkensammlung einreihen konnte. Aber soviel wußte er schon aus zahlreichen Reisebeschreibungen, daß er unter keinen Umständen sein Interesse öffentlich zur Schau tragen durfte, da sich sonst automatisch nach den hier herrschenden ungeschriebenen Gesetzen des Handels der Preis sofort mindestens verdoppelte.

Schließlich schien er sich doch entschlossen zu haben, denn eine Frauengestalt von edlen Formen und unverhüllter Schönheit hielt er besonders lange vor sich hin und stellte sie dann behutsam auf den Lehmboden,

um nicht noch mehr von ihr abzubrechen, als der Zahn der Zeit sichtlich schon von ihrer junonischen Figur abgenagt hatte. Trotzdem also der linke Arm und ein Teil des rechten dem Wandel der Jahrhunderte, ja vielleicht sogar der Jahrtausende zum Opfer gefallen war, begeisterte sich Eugen an ihrem Anblick vor allem bei dem Gedanken, was man zu Hause in Dipflingen für Augen machen würde, wenn er dieses Prachtstück althellenischer Kunst vor den staunenden Bekannten - und bekannt waren sie alle untereinander in Dipflingen - enthüllte.

Insgeheim erwog er dabei schon die Möglichkeit, diese Venus als eine zufällige eigene Ausgrabung auszugeben - als der gerissene Händler den Braten gerochen zu haben schien. Trotz langer, von Zeter und Mordio begleiteter Verhandlungen mußte Eugen also aus diesem Grunde einen ganz gewaltigen Preis zahlen.

„Venus - Perikles.... ganz alter!" Dazu streckte der raffinierte Kaufmann immer wieder neun Finger seiner Hände aus und fuchtelte damit aufgeregt vor Eugens Nase herum. Eugen aber schüttelte nur ernst den Kopf und hielt dem Gegenüber fünf Finger in die Höhe.

Der Händler sackte erschüttert über diese unglaubliche Zumutung zusammen, bekreuzigte sich schnell ein paarmal, dann sprudelte er einen Wust unverständlichen Geplappers hervor, aus dem Eugen nur die Worte „ruiniert", „armer, alter Mann", „unmöglich" herauszuhören vermochte. Schließlich einigte

man sich doch auf 6½, wobei der Händler sich verzweifelt die Haare raufte und dann scheinbar vernichtet, von seinem eigenen guten Herzen sichtlich überwältigt, das Geld einstrich, immer wieder „ruiniert", „ruiniert" vor sich hinmurmelnd.

Dem hohen Preis entsprechend trug Eugen alsbald behutsam, aber stolz wie ein Spanier, seine „Venus" aus der Blütezeit griechischer Bildhauerkunst von dannen.

Ebenso behutsam brachte er sie glücklich bei seinem nächsten Urlaub bis auf den Bahnhof von Wien, wo er zum letztenmal umsteigen mußte. Im Wehrmachtswarteraum erregte das verhüllte Monstrum aus Gips natürlich das Interesse aller Kameraden. Und so mußte sich Eugen schließlich - er tat es ja nicht ungern - dazu bequemen, die Frauengestalt ihrer papierenen Hülle zu entledigen.

„Wo haste denn das her?"

Mit einer großartigen Geste erklärte Eugen: „Das is ä ganz besonders wärtvolles Stückchen, äne ganz alte Ausgrabung, das habch bloß durch Zufall begomm'n. Das stammt von irchendänem ganz alten griechschn Bildhauer..." Unter lauter „Hms" und „Ahs" wurde der Torso der „Venus" von allen Seiten mehr oder weniger fachmännisch betrachtet, während Eugen mit stolz geschwellter Brust danebenstand.

„Da muß doch wo der Name draufstehen von dem Bildhauer", sagte einer. Im nächsten Augenblick hatte er auch schon die Statue auf den Kopf gestellt und

begann die in den Sockel gekritzelten Buchstaben zu entziffern.

„Das gannste doch nich läsen, das is doch Griechisch", erläuterte Eugen überlegen. Aber sein wissensdurstiger Kamerad ließ sich durchaus nicht stören und buchstabierte weiter. „Gipsstandbildversand Max Poetzsch, Dipflingen an der Knatter."

Wir wollen dem auf Grund dieser Enthüllung schwer geknickten Gefreiten Binder die Schilderung der nun folgenden Szenen ersparen, denn wer den Schaden hat, braucht ja bekanntlich für den Spott nicht zu sorgen. Eins ist jedenfalls sicher, daß unser guter Eugen bestimmt keine griechischen Plastiken, wenn sie auch noch so unverhüllt und noch so sehr zerbrochen sein möchten, mehr kaufen wird. Und auch diese Venus, die durch sein Zutun beinahe nach einer weiten Reise wieder in ihrem Heimatort gelandet war, ging irgendwo auf dem letzten Teil der Strecke zwischen Wien und Dipflingen „ganz aus Versehen" - wie er jedem erklärte, der ihn fragte, was er denn aus Griechenland mitgebracht hätte - in Trümmer.

Eine kleine Fabel

Es heißt zwar, Ehen werden im Himmel geschlossen, aber die vielen Schicksale, die gerade durch das Kriegsgeschehen allerorts für immer mit einander verkettet wurden, zeigen mit klarem Beispiel, daß diesmal die Ausnahmen, die diese Regel bestätigen sollten,

in der Überzahl sind. Nun soll hier nicht eine rührende Geschichte mit schmalzigem happy end erzählt werden – etwa auf den Tonfall abgestimmt: Gott sei Dank, nach vielem Hin und Her, nach Querschießereien aller Kaliber haben sich die Beiden endlich gefunden, und nun Marsch, Marsch, schnell hinein in die goldenen Eheringe mit ein paar Takten „Treulich geführt...", aber schnell, denn die Zuhörer rennen schon nach der Garderobe – in unserm Fall: die Leser lüpfen schon die letzte Seite, um zur nächsten Geschichte überzugehen. Nein – so unwahrscheinlich es auch klingen mag – in der Ehe, deren schönes Schicksal und ach so trauriges Ende hier dargestellt werden soll, spielt gar keine Frau eine tragende Rolle! Erstaunlich und kaum glaublich. Und doch war es so bei dem fast zwei Jahre währenden Gemeinschaftsleben, das der Kraftfahrer Otto mit seiner „Wanda" führte. Sie hatten sich auf eine, in solchen Fällen nicht weiter interessante Art kennen gelernt, nämlich indem Wandas Papiere dem guten Otto in die Hand gedrückt wurden mit dem Bemerken, er solle sich die Neuerwerbung gleich einmal gründlich von innen und außen ansehen, und sie dann in Zukunft gut behandeln – denn sonst wäre sie in Ordnung und hätte keine besonderen Mucken...

Erschreckt nicht, liebe Freunde, Otto war kein Kannibale, der seine Ehehälfte auf diese Weise erschacherte, ohne sie selbst jemals gesehen zu haben. Trotzdem besah er sich sie genau, klopfte ihr dann beruhigend und freundschaftlich auf die Karosserie – ach herrje, jetzt hatte ich doch wohl vergessen zu erwäh-

nen, daß es sich bei dieser Geschichte um keine Ehe mit Ringen und Hochzeit usw. handelte. Wanda war eine dickbauchige, gemütliche graue Limousine und ihr Name war nur eine Koseform von „Wanderer", übrigens hat sie diese Umtaufe erst nach der Eheschließung mit Otto erfahren, also auch wohl ein einzigartiger Fall.

Obwohl sich die beiden Partner am Hochzeitstage zum ersten Mal begegneten, wurde es eine gute Ehe, zwar keine von den Musterverbindungen, wo sich beide vor lauter Liebe beinahe auffressen; nein, es gab oft sehr böse Worte und die heftigsten Schimpfkanonaden, wenn Wanda plötzlich mitten auf einer anstrengenden Nachtfahrt „Uff" sagte und erschöpft aus einem ihrer vier Reifen oder aus mehreren zugleich die Luft ausblies. Oder wenn sie voller Bosheit und Tücke auf einmal - natürlich möglichst weit weg von der nächsten Hilfsstation - in lustigem Spiel die Ventile verstellte oder verklemmte, so daß Otto in glühender Hitze oder strömenden Regen unter den Wagen in Dreck und Staub kriechen und basteln mußte, basteln bis ihm die Finger bald abfielen. Daß er da mit Kraftausdrücken nicht sparte, wird jeder begreifen und verzeihen - besonders aber jeder Ehemann.

Da aber die gute Wanda von Natur aus nicht befähigt war zu widersprechen, wurde nach solcher Spannung das seelische Gleichgewicht zwischen ihr und Otto bald wieder hergestellt. So war es in der Tat ein prachtvolles Verhältnis.

Nun waren die beiden einträchtig schon durch halb

Europa geschaukelt, hatten Freude und Leid, Tage und Nächte miteinander geteilt und gemeinsam gejubelt, wenn sie glatte schöne Asphaltstraßen unter sich wußten, auf denen „Wandas" Räder rollten wie auf weicher Butter. In solchen Augenblicken konnte es wohl auch einmal vorkommen, daß „Wanda" die stattliche Anzahl von Jährchen auf ihrem Buckel (Verzeihung: Chassis) vergessen und vor lauter Freude eine ganze Menge von Stundenkilometern mehr herunterrollen konnte, als ihrem schon stark mitgenommenen Korpus zuzumuten war. Sie hatten sich aber auch gleicherweise durch den tiefen Sandboden Polens und den Dreck des Vorfeldes im Westen gefressen, wie es sich für zwei so treue Lebenskameraden gehört. War es verwunderlich, daß diese viele tausend Kilometer langen Fahrten, die „Wanda" als Kurierwagen unter Ottos Führung zurückgelegt hatte, auch an so einem stattlichen Geschöpf auf die Dauer nicht ohne Spuren vorübergehen konnten? Obwohl Otto sie hegte und pflegte, zeigte sie jetzt beim neuen Einsatz auf dem Balkan schon beträchtliche Alters- und Ermüdungserscheinungen. Sie war den gewaltigen Strapazen, die durch die unmöglichen Wegverhältnisse an sie gestellt wurden, einfach nicht mehr gewachsen. Immer häufiger wurden ihre zwangsweisen Kunstpausen, immer dicker die Flüche ihres Fahrers, der sich stets bemühte, seine gute alte „Wanda" wieder auf die Beine zu bringen.

Endlich, irgendwo auf dem Peloponnes, ging es beim besten Willen nicht mehr weiter. „Wanda"

sagte vernehmlich „Rrrrrrizzzzztz" und blieb verschnaufend mitten auf der Straße stehen. Schwitzend und schimpfend bückte sich ihr Gespons tief in ihre Eingeweide, schraubte, bog und prüfte, aber soviel er auch an ihr herumdoktorte, es half nichts mehr: „Wanda" stand und war einfach nicht mehr von der Stelle zu bewegen. Dabei knisterte in Ottos Tasche eine ganz besonders wichtige Mitteilung, die er als Kurier unbedingt heute noch an den Bestimmungsort bringen mußte.

Verzweifelt und mit den finstersten Wünschen für seinen bisher treuen Wagen, setzte er sich auf das Trittbrett. Da entdeckte er schräg gegenüber mitten in dem wüsten Durcheinander der traurigen Spaliere von zertrümmerten Resten des Kriegsmaterials, das die Engländer bei ihrer überstürzten Flucht zurückgelassen hatten, einen fast funkelnagelneuen großen „Amerikaner" von mindestens 80 PS, der vollkommen unbeschädigt, von außen wenigstens, neben der Straße stand. Es wäre Verleumdung, wenn man behaupten wollte, daß Otto mit dem Vorsatz zur Untreue sich schon dem neuen Wagen genähert hätte. Tatsächlich stieg er nur hinein, um zu sehen, was sich da an brauchbaren Ersatzteilen für seine „Wanda" herauswirtschaften ließ. Aber dann wurde seine Treue auf eine allzu harte Probe gestellt.

Eine Probe, deren Versuchung er nicht gewachsen sein sollte. Kaum war er nämlich näher gekommen, da ließ die schöne fremde Limousine alle ihre Reize spielen. Sie winkte mit weichen roten Ledersitzen,

lockte mit den in der Kühlerhaube verborgenen Pferdestärken und blitzte mit prächtigen Scheinwerferaugen dem Kraftfahrer entgegen.

Wie gesagt, für einen zünftigen Kraftfahrer war diese Probe zu hart. Er konnte nicht widerstehen. Mit wachsendem Eifer vertiefte er sich in die verborgenen Reize des starken Motors und stellte schließlich mit einem frohen Augenzwinkern fest, daß die neue „Bekanntschaft" an Leib und Seele kerngesund und unversehrt war, daß ihr lediglich zum Leben der für ein Auto so unentbehrliche Sprit ausgegangen war.

Er füllte also gleich einen Kanister in den Benzintank über und siehe da, ein leichter Druck auf den Anlasser und ein feines Singen und Vibrieren ging durch den Wagen und bezauberte – wie der Sirenengesang weiland Odysseus – die Sinne des entzückten Kraftfahrers.

„Prächtig, prächtig! Ganz große Klasse!" sagte er und dann drückte er entschlossen den ersten Gang hinein.

Majestätisch und ruhig rollte der elegante Wagen auf die Straße. Da stand er nun, stolz und überheblich und schien mit seinem Glanz alles andere überstrahlen zu wollen. Die alte verdreckte und stark mitgenommene „Wanda" stand verlassen am Straßenrand, und es war, als drücke sie sich verbittert eng an die Bäume, gedemütigt und in ihrer Ehre aufs tiefste gekränkt.

Als Otto ausstieg, um seine Sachen in den neuen Wagen zu packen, da traf ihn ein vorwurfsvoll an-

klagender Blick aus den beschmutzten Lampen der Verlassenen. Er blieb noch einmal stehen, als er schon den Fuß im „Hudson" hatte, um seiner alten „Wanda" für alle Zeiten adieu zu sagen und sie treulos zu verlassen. Sein Blick war auf die vielen Kadaver der Wagen im Graben gefallen, die aufgerissen als lebende Ersatzteillager für die vorüberkommenden Kräder und Autos ihrer endgültigen Auflösung entgegengingen.

Noch einmal drehte er sich um und als er die gute alte Limousine so traurig am Wege stehen sah, da kam es ihm wie ein furchtbares Unrecht vor, sie, die ihm so lange und in so vielen heißen und schweren Tagen treu gedient hatte, dem gleichen Schicksal zu überlassen. Er stieg kurz entschlossen wieder aus und machte sich noch einmal an die gründliche Untersuchung der alten Weggenossin. Zäh und verbissen prüfte er immer wieder, bis er endlich den Fehler gefunden hatte. Mit der gleichen Zähigkeit und einem gewaltigen Eifer begann er nun im Schweiße seines Angesichts zu feilen, zu schrauben und zu basteln, bis endlich, endlich „Wanda" in dem altgewohnten Gekratze und Gehuste zu rattern begann. Aber ihr Schwung und ihre jugendlich-zügige Fahrt waren dahin, nur ganz langsam arbeitete der Motor, stokkend und stoßweise, als wären die Lungen ausgebrannt und das Herz müde - aber „Wanda" lief...

Jetzt erst hob Otto aufatmend den blonden Schopf aus der Kühlerhaube, verschnaufte einmal, riß dann ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb mit eckigen Buchstaben - denn Kraftfahrer verstehen mit dem

Steuerrad besser umzugehen als mit der Feder - die Worte darauf:

„Macht sie nicht kaputt, sie ist ein gutes Ding und braucht nur gründlich überholt zu werden, dann läuft sie wieder wie einst im Mai. Soweit hab ich sie schnell wieder zusammengebaut, daß ihr sie bis zum nächsten Autosanatorium fahren könnt. Ich mußte leider schnell weiter!" Nach einer kurzen Überlegungspause fügte er noch ganz eng gekritzelt in die unterste Ecke des Blattes hinzu: „Fahrt aber vorsichtig, denn sie ist sehr müde... Übrigens heißt sie Wanda."

Seine Augen streichelten noch einmal liebevoll die graue Karosserie, als er den Zettel mit zwei Leukoplaststreifen an der Windschutzscheibe befestigte, dann drehte er sich um, bestieg seine neue stolze Braut und ließ den Motor surren.

Aber als der Wagen anrollte, wurde Otto das peinigende Gefühl des Verrates, der gebrochenen Treue nicht los. Er sah sich noch einmal um, da leuchtete durch das Rückfenster das weiße Schild auf Wandas Stirn beruhigend herüber und da schien es ihm, als ob es wie ein verzeihendes Lächeln über das graue Gesicht des alten treuen Wagens ginge...

Die Sappho und ihr Gefolge

Steine rechts, Steine links, Steine oben und unten, Steine vorn und hinten. Das waren die Kulissen der Pfade, auf denen die Gebirgsjäger sich durch

die Karstfelder nach Griechenland hineinkämpften. Steine und Staub, der sich überall hineinfraß, der in alle Taschen und Öffnungen der Uniform fand, der sich in alle Hautritzen klebte und der vor allem die von der Sonne ohnehin ausgedörrten Gaumen noch trockener machte.

Die Nägel an den Stiefeln scharrten klingend über Steinplatten, die Sonne brannte herunter, als wollte sie auch den letzten Tropfen Flüssigkeit aus den bereits völlig ausgedörrten Landsern herauspressen.

Der Schenker-Lois schlug mit seinem knorrigen Hirtenstecken, den er an der Straße aufgegabelt hatte, gegen einen Felsblock, der völlig unmotiviert mitten im Weg lag und die müde dahinschlendernde Gruppe aus dem monotonen Gleichmaß der Schritte aufrüttelte und zum Ausweichen zwang.

„Du, Krauterer, i glaub, wann ich mir jetzt die Gurgel durchschneiden tät, es käm gar kein Blut nimmer raus, in meinen Adern kann gar nix mehr Flüssigs sein ..."

Der so Angeredete brauchte erst eine ganze Weile, ehe er begriff, daß die Worte an ihn gerichtet waren. Der Krauterer wandte sich aber nicht um, dazu war er viel zu müde. Er kaute nur über die Schulter hinweg ein paar Worte aus seinem Munde:

„Wann i mir jetzt so vorstell: drei richtige Maßkrüg, fein sauber nebeneinand' aufgestellt, woast, so in Reih und Glied, recht dickwanstige Steinkrüg, wo es ganz kalt außaweht, als wie aus an Grabgewölb' ..."

„Jetzt ischt aber genug mit dein saublöden Reden, sonst treib i dir mit meim Stecken die Halunkationen aus deinem Schädel, aus deinem damischen!"

Damit wäre ja nun nach alter Tradition dieser Zwischenfall erledigt gewesen. Aber in diesem Augenblick sah sich ein anderer Jager genötigt, in das Gespräch einzugreifen. Und dieser andere paßte eigentlich gar nicht so recht in den Rahmen der Männer mit dem Edelweiß auf dem Ärmel, obwohl er genau so gut kraxeln konnte, genau so zäh war wie Rindsleder und genau so schießen konnte wie ein echter Wildschütz, der auf 2000 m einer Gams eine Fliege vom Buckel blasen konnte – nach eigenen Aussagen; denn dieser andere stammte weder aus Kärnten noch aus irgendeinem anderen der Alpenländer. Er hatte das Licht der Welt nicht zwischen Wäldern und Bergkuppen erblickt und war auch nicht gleichsam mit der Lederhose an den Beinen und dem Stutzen in der Hand geboren worden. Er stammte aus dem Flachland im Norden, aus Pommern, war mit echtem Seewasser getauft und im Dünensand groß geworden. Seine Liebe zu den Bergen war aber dann plötzlich durchgebrochen und so hatte er den Weg als richtiger, wenn auch nur „Urlaubsgebirgler", zu den Gebirgsjägern gefunden.

Was ihn trotzdem von den übrigen unterschied, war seine Gründlichkeit. Die hatte ihm am Anfang seiner Dienstzeit gleich den Spitz- oder Ehrennamen „Schulmeister" eingetragen. Landser brauchen für ihre Ernennungen keine Aula und keine Professorenkollegien,

der Schulmeister war eben der Schulmeister, auch wenn er im Zivilleben trotz mehrmaligem Anlauf nicht über die Quinta hinausgekommen war. Er war also die geistige Leuchte und wußte diese seine Stellung auch immer wieder gebührend zu festigen. So auch jetzt, als er sich in das Gespräch einmischte:

„Mein lieber Lois, es heißt nicht Halunkationen, sondern Halluzinationen, denn das hat schließlich mit Halunken nichts zu tun. Außerdem -" es fiel ihm noch was ein - „stimmt das nicht mit dem ausgedörrten Blut. Soweit ich mich erinnere, besteht der Mensch zu mehr als achtzig vom Hundert aus Wasser. Wenn du also, wie du behaupten willst, keinen Tropfen Wasser mehr im Leibe hast, dann müßtest du jetzt schon um 80 Prozent zusammengeschrumpft sein. Mit anderen Worten: wenn du also normalerweise das stattliche Maß von einem Meter neunzig über diesen Gebirgspfad schleppst, dann brauchst du nunmehr nur etwa achtunddreißig Zentimeter Körperhöhe vorwärts zu schieben..."

Krauterer konnte nun trotz seiner Müdigkeit nicht umhin, den Kopf nach hinten zu wenden und dem Lois einen müden Blick in die Augen zu werfen und dann mit der Hand eine kreisende Bewegung vor seiner Stirn anzudeuten. Der Lois nickte zurück und setzte stumm den Weg fort. -

In diesem Augenblick wurde das Gleichmaß ganz gewaltig gestört, und zwar durch einen Anblick, der sämtliche Herzen höher schlagen ließ. Da stand plötzlich mitten auf einem vorspringenden Felsblock ein

vierbeiniges Lebewesen, zwar keine Gams wie daheim in den Bergen, aber dafür eine weitläufige Verwandte - e i n e Z i e g e. Sie stand da, bewegungslos wie aus Marmor gehauen, blickte mit überlegenem nachdenklichem Gesicht ernst auf die vorüberziehenden verstaubten Gestalten.

„Jessas, a Ziegn!"

Und wieder konnte der Schulmeister seine umfassenden Kenntnisse der griechischen Sage gebührend in den Vordergrund bringen, als er ausrief: „Steht sie nicht da, wie Sappho vor dem delphischen Orakel...?"

Nun war das zwar eine starke Vergewaltigung, wenn nicht gar Verdrehung der althellenischen Tatsachen, aber die so getaufte Sappho schien sehr einverstanden mit ihrem neuen Namen und geruhte sogar von ihrem Podest hinunterzusteigen, um die Vorüberziehenden anzumeckern.

Dieses Meckern war aber durchaus nicht bös gemeint. Lois als biederer Landwirt erkannte sofort mit Kennerblicken, daß die neue Freundin gern ihr prall gefülltes Euter erleichtert haben wollte. Er ging also sofort mit fachmännischen Handgriffen daran, der mehr als bereitwillig dastehenden „Sappho" diesen Wunsch zu erfüllen. Und was dem einen recht ist, ist dem andern billig: nach glücklichem Verlauf dieser Operation erfrischte ihn und seinen nächsten Freundeskreis alsbald ein Trunk der feinsten Ziegenmilch, die jemals einen Landsergaumen genetzt hatte.

Nur sehr schweren Herzens und mit traurigem

Blick trennte man sich nach leider allzu kurzer Freundschaft von der so viel Labung spendenden „Sappho", um den Marsch fortzusetzen.

Weiter ging es durch Staub und Steine. Aber siehe da, als sich der Krauterer nach ein paar hundert Metern Marsch unversehens umsah, trabte keine zwei Meter hinter ihm treu und brav die Ziege. Er traute seinen Augen kaum, als er sah, daß sich noch ein zweites Exemplar der meckernden Vierfüßler - weiß Gott woher - eingefunden hatte und vertrauensvoll dem Stehenbleibenden entgegenblickte.

„Da schaut's her, die Sophie scheint einen G'fallen an uns gefunden zu haben und Zuwachs haben wir auch schon bekommen."

Mit einem kräftigen Hallo der vorhin beim Erfrischungstrunk zu kurz Gekommenen wurde die zweite Vertreterin ihrer Rasse begrüßt und entsprechend „verarztet."

So blieb es auch während des weiteren Vormarsches, Sappho und ihre Gefährtin gingen treu und brav mit in der Kolonne durch Sand und Steine. Die Landser rupften ihnen das spärliche Gras von den Wegrändern, so daß sich die beiden Milchspender gar nicht erst zu bemühen brauchten. Nach weiteren Kilometern hatte sich die Anziehungskraft von Sappho weiterhin günstig ausgewirkt. Nun begleiteten schon nicht weniger als sechs stattliche Ziegen mit mehr oder weniger weißer Fellfarbe den Zug. Sie trotteten als Nachhut hinter der Kolonne her, wurden von den Landsern mit Leckerbissen aller Art gefüttert und lie-

ßen es sich daher nicht im Traum einfallen, den Trupp zu verlassen. So kam es, daß die wackeren Gebirgsjäger fürderhin stets einen guten Trunk frischer Ziegenmilch gewissermaßen in des Wortes wörtlichster Bedeutung bei der Hand hatten.

Damit ist die Geschichte eigentlich aus. Es bleibt nur noch eins zu erwähnen, nämlich die Tatsache, daß der Schulmeister in der ersten Zeit reichlich empört darüber war, weil man die von ihm „S a p p h o" benamste Ziege aus Gründen der Popularität und besseren Verständlichkeit in „S o p h i e" umgetauft hatte. Er wehrte sich gegen diese schändliche Verballhornung dieses historischen Ehrennamens lange, aber schließlich mußte er sich doch der Mehrheit beugen, und da die so umbenannte Persönlichkeit selbst durchaus keinen Anstoß an der Umgestaltung ihres Namens nahm, blieb es so, auch als die gute Sophie am Ende des Balkanfeldzuges den weiten Weg in das kleine Gebirgstal des Schenker-Lois machte.

Der Bart

Als der Mond an diesem Abend zum ersten Mal durch eine Lücke der schwarzen Wolken blicken konnte, da mußte er schnell noch einmal den Vorhang beiseite ziehen, ehe er sich ganz für diese Nacht dahinter verbarg. Denn unten in dem flachwelligen Tal, dessen grüne Hänge mit dem sie zerschneidenden Band der Straße schon zu seinem allabendlichen Anblick ge-

hörten, hatte sich das Bild über Nacht - besser gesagt: über Tag - ganz gewaltig verändert. Überall zwischen den Bäumen ragten spitze Dächer in die Abendluft. Sie ähnelten eher kleinen Pyramiden, als den sonst im Osten üblichen strohgedeckten Katen. Da sich aber sonst nichts da unten rührte, machte sich der gute Mond weiter keine Gedanken über die Veränderung der Natur und zog sich endgültig und sichtlich gelangweilt in sein schwarzes Wolkenbett zurück.

Man sieht, daß er nie „bei Preußens" gedient hatte, denn sonst hätte er natürlich auf den ersten Blick merken müssen, daß diese spitzen, grauen Pyramiden nichts anderes vorstellten als ein Zeltlager an der Vormarschstraße, das sich eine Flak-Abteilung hier für die regennasse Nacht errichtet hatte. Und wenn sich der Mond nur die Mühe genommen hätte, auch einmal ein Auge unter die Zeltbahnen zu werfen, dann hätte er nämlich feststellen können, daß es da unten, innen drin, durchaus nicht so ruhig war, wie es von außen den Anschein hatte. Er hätte sich dann auch vielleicht nicht ganz so schnell zur Ruhe begeben, sondern erst noch mindestens ein Ohr riskiert, um dem interessanten Gespräch zuzuhören, das sich zu so nachtschlafender Zeit in einem der Zelte entwickelte.

Es begann damit, daß der Gefreite Friedrich Kersten, genannt „Fitje", sich wie im Fieber von einer Seite auf die andere wälzte und dadurch nicht nur selbst keine Ruhe finden konnte, sondern in Anbetracht des engen Raumes innerhalb der Zeltwände auch die Kameraden nicht zum Schlafen kommen ließ. Eine

ganze Weile ging das so, bis es endlich einem der auf diese barbarische Weise immer wieder Gestörten zu dumm wurde. Er richtete sich brummend hoch und packte den unruhigen Nachbar mit festem Griff bei der Schulter: „Menschenskind, Fitje, was haste denn heute wieder? Das ist ja nicht zum Aushalten mit dir. Fehlt dir was?"

Fitje war sofort wach. „Nö, fehlen tut mir nichts - ich kann man bloß nicht schlafen."

Nur dem Umstand, daß Fitje sonst ein prima Bengel war, einer von denen, mit welchen man im wahrsten Sinne des Wortes Pferde stehlen konnte, hatte er es in diesem scharfgeladenen Moment zu verdanken, daß ihm der andere nicht eine gehörig saftige Strafpredigt über die Notwendigkeit eines ungestörten Soldatenschlafes hielt, besonders, wo es jeden Augenblick heißen konnte: Rrraus! Außerdem kannte der Kamerad Fitjes heimlichen Kummer und wußte ihn zu würdigen oder mindestens zu verstehen. Er brummelte also nur noch eine Weile vor sich hin und drehte sich auf die andere Seite. Doch wieder sollte es nichts werden mit dem Schlaf. Kaum hatte er gewaltsam die ersten Schritte ins Traumland getan, als er neben sich schon wieder die leise Stimme Fitjes vernahm:

„Du - Kurt - hast du heute die Illustrierte gesehen...?"

„Herrgottfix, was willste denn jetzt mitten in der Nacht mit 'ner Illustrierten? Kannste denn wirklich keine Ruhe geben?"

Der ärgerliche Ton in der Stimme des abermals aus dem Schlummer Gescheuchten war in diesem Falle mehr als begreiflich.

Fitje wurde auch ganz kleinlaut. „Na ja - ich dachte man bloß so -" und nach einer kurzen Pause fing er wieder an: „Haste auch das Bild gesehen, wo die U-Bootsbesatzung bei ihrer Heimkehr in Kiel vom Vize-Admiral begrüßt wurde?"

„Du wirst noch einmal verrückt werden mit deinem Marinefimmel! Mensch, sei froh, daß du bei einer so feinen Flak-Abteilung bist, bei so prima Kameraden - glaubste denn, daß das bei der Marine besser sein kann?"

Fitje sah sich genötigt, einzulenken, wenn er den Kameraden nicht noch ernstlich verärgern wollte. Er sagte also in versöhnlichem Ton: „So habe ich das ja nicht gemeint, Kurt, ich dachte man bloß, du könntest das verstehen, wie das ist, wenn man selbst von der Waterkant ist, wo jeder gesunde Kerl ein Seemann ist."

„Natürlich verstehe ich dat, aber schließlich muß jeder da seine Pflicht tun, wo er hingestellt wird, und hier kannst du deinen Mann ja ebensogut stellen, wie irgendwo anders. Das hast du ja schon oft und oft bewiesen. Deswegen kannste aber jetzt schlafen..."

Nachdem wieder eine ganze Weile Ruhe war, hörte Kurt noch einen abgrundtiefen Seufzer neben sich und Fitje flüsterte im Einschlafen noch sehnsuchtsvoll vor sich hin: „Haste die leuchtenden Gesichter gesehen auf dem Bild - und vor allem die Bärte - Mensch, Kurt, diese Bärte! Stell dir vor, wenn du mit so einem rich-

tig verwilderten Bart nach Hause kommst - die Augen! Wie sie alle staunen werden - du, son Bart lasse ich mir auch wachsen, ehe ich wieder einmal auf Urlaub fahre. Son richtigen Struwwelbart übers ganze Gesicht..." Und dann war endlich wirkliche Ruhe im Stall. -

Von diesem Tag an stand es jedenfalls für Fitje fest, daß son Bart ins Haus mußte. Ganz gleich, ob ihn die Kameraden auch auslachten - schließlich bietet so ein Vollbart in den Kinderschuhen durchaus keinen ernstzunehmenden Anblick - besonders, wenn er wie bei Fitje in allen Schattierungen sproßte, von rot bis dunkelbraun. Aber er hielt eisern an dem gefaßten Plan fest allen Spötteleien zum Trotz und entdeckte bei dieser Gelegenheit auch zahlreiche angenehme Seiten des Bartes, wie zum Beispiel: die wegfallenden Rasiersorgen.

Wenn man ihn aber ernstlich fragte, was er mit dem Bart eigentlich wolle, dann erklärte er fest und steif, er ließe ihn nur von wegen besserer Tarnung des Gesichtes sprossen. -

Diese „Tarnung" aber nützte ihm in einem verbissenen Nachtgefecht auch nichts, als er mit seinem Geschütz hintereinander vier feindliche Panzer erledigt hatte. Plötzlich verspürte er einen heftigen Schlag, so, als hätte ihn einer mit einer dicken Eisenstange quer über den Schädel geschlagen. Ehe es dann vollkommen Nacht um ihn wurde, sah er noch aus dem Panzer, der drüben aus dem brennenden Gehölz brach,

eine Stichflamme aufschießen ... dann wußte er lange, lange nichts mehr. -

Als er erwachte, war es längst Tag geworden. Aber zwischen diesem Tag und der letzten Nacht, an die er sich erinnern konnte, lagen etliche Tage und Nächte. Er empfand wie im Unterbewußtsein ein dumpfes und monotones Stoßen und ehe er noch völlig der ihn umgebenden Nacht entronnen war, glaubte er sich auf einem der von ihm so vergötterten U-Boote zu befinden.

Schnell riß er die Augen ganz auf und sein Hirn begann zu registrieren wie eine Maschine. Rechts ein breites Fenster, an dem eine bunte Landschaft vorüberrollte, links und unten weiße Betten - stoßende Geräusche, - aha - Eisenbahn! Was denn, Urlaub?

Urlaub? Kaum hatte dieser Gedanke in seinem Kopf Gestalt angenommen, als Fitje auch schon mit der Hand an sein Kinn fuhr - der Bart! Mit einer erschrockenen Bewegung tastete er sein Kinn ab und seine Augen weiteten sich vor Schreck. Er fühlte nicht die schon gewohnte rauhe Fläche, sondern weiches Leinen, wohin er auch griff. Der Bart war weg.

„Hallo", rief er mit heiserer Stimme, „Hallo!" Ein paar Köpfe wandten sich ihm fragend zu, dann stand plötzlich eine weißgekleidete Frauengestalt mit weißer Haube an seinem Lager und fragte ihn mit einer weichen, wohltönenden Stimme: „Auferstanden? Das freut uns aber", und als sie den entsetzten Blick seiner Augen bemerkte, drückte sie ihn sanft in die Kissen

zurück. „Nun aber nicht mehr daran denken und ruhig schlafen...!"

Aber da kam sie bei diesem Patienten schlecht an. Fitje hatte sich mit einem Ruck wieder aufgerichtet. „Wo ist mein Bart?" Er schrie es beinahe angstvoll heraus und die Hand fuhr wieder über das dickverbundene Kinn mit einer so hilflos verzweifelten Gebärde, daß die Schwester trotz alledem ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Den mußten wir schon herunterkratzen, lieber Freund! Sonst hätten wir Ihnen den Kopf doch nicht so schön wieder zusammenleimen können, und der war immerhin nicht unerheblich verbeult."

Schwer enttäuscht legte sich Fitje zurück. „Ach – und ich hatte mich schon so gefreut, wenn ich wieder auf Urlaub nach Hause kommen würde, mit so 'nem Bart, wie die da alle staunen sollten..."

Die Schwester deckte ihn lächelnd wieder zu und ihre Stimme war beruhigend und verheißungsvoll: „Da seien Sie mal unbesorgt, ehe Sie wieder nach Hause kommen, haben wir längst wieder einen schönen Wilhelm-Tell-Bart hochgezüchtet... und staunen – staunen werden die zu Hause auch sowieso."

Mit diesen Worten öffnete sie ein schwarzes Kästchen und legte dem Verwundeten ein blitzendes Kreuz am schwarz-weiß-roten Band auf die Decke. Hell strahlten seine Augen auf, ehe er wieder in den wohltuenden Schlummer fiel: „Mensch, das EK eins..."

Inhaltsverzeichnis

Schwein gehabt 5
Der Sieger 13
Die Versuchung 21
Quax 28
Der Perlenjäger vom chambre d'amour 36
Seppl Hochleitners Weihnachtsurlaub 43
Der Sylvesterflug 50
Nächtliches Intermezzo 55
Urlaub auf Punkte 61
Die Venus von Dipflingen 68
Eine kleine Fabel 73
Die Sappho und ihr Gefolge 80
Der Bart 86

Soldaten – Kameraden

Band 1 Hans Zöberlein, **Der Druckposten**
Band 2 O. Paust, **Acht Messingknöpfe — ein Paar Stiefel**
Band 3 Gustav Christian Rassy, **Kantor und König**
Band 4 Friedr. Joach. Klähn, **Der Geheimbund**
Band 5 Martin Luserke, **Der Gryperspuk**
Band 6 Friedr. Joach. Klähn, **Das Gastmahl**
Band 7 Götz O. Stoffregen, **Der wandernde Musikant**
Band 8 Friedr. Joach. Klähn, **Timm, der Tolpatsch**
Bd. 9/10 Hans Zöberlein, **Der Schrapnellbaum**
Band 11 Heinz Steguweit, **Die weißen Schwäne**
Band 12 Hans Maria Lux, **Der schwere Gang**
Band 13 Friedr. Joach. Klähn, **Der Sergeant Weber**
Band 14 Hermann Gerstner, **Der graue Rock**
Band 15 G. Goes, **Die Trommel schlug zum Streite**
Band 16 Hannes Kremer, **Der Erzbeter**
Band 17 Otto Paust, **Die Instruktionsstunde**
Band 18 Florian Seidl, **Das verfluchte Gold**
Band 19 Alf Aweson, **Wir fochten in Flandern**
Bd. 20/21 Fritz Spiesser, **Das Konzentrationslager**
Band 22 Friedr. Joach. Klähn, **Nacht über Malmaison**
Band 23 Herbert Müllenbach, **Eroberung der Luft**
Band 24 Tüdel Weller, **Ab dafür, nach Afrika . . .**
Band 25 Karl Schworm, **Fröhlicher Schmaus**
Band 26 Hans Matscher, **Feldpostblüten**
Band 27 Karl von Möller, **Heißsporne**
Band 28 Walter Best, **Die Generalin**
Band 29 Tüdel Weller, **Ein Kuli fährt zur Hölle**
Band 30 Heinr. Peper, **Gefangener der „Grande Nation"**
Band 31 Otto Paust, **Unser Meldehund ist Nichtraucher**
Band 32 Hermann Gerstner, **Fähnrich Charlotte**
Band 33 Joh. Mart. Schupp, **Der wackelnde Turm**
Band 34 Karl von Möller, **Das Korsett der Marquise**
Band 35 Karl Schworm, **Land meiner Väter**
Band 36 Andreas Weinberger, **Der Schlampani Sepp**

In allen Buchhandlungen erhältlich